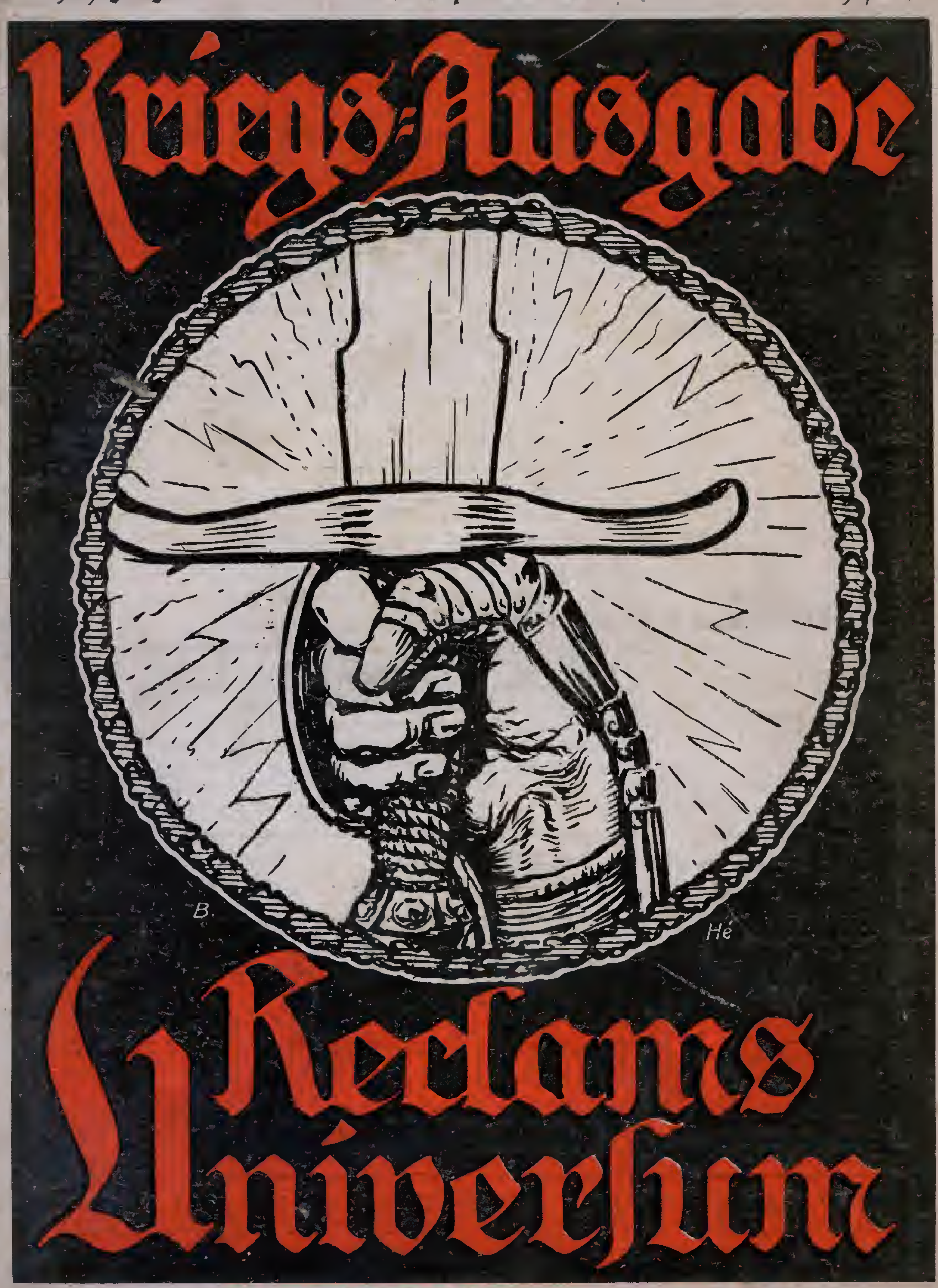
31. Jahrgang. 16. September 1915. Heft 50.



Mit Roman-Beilage: Aram, Die Männer im Feuerofen.

Preis 35 Pfennig.

Bezugspreis ohne Zustellungsgebühr bei Vorausbezahlung vierteljährl. 4 M.

Neuigkeiten für den Büchertisch

Eine Besprechung unverlangt eingesandter Bücher kann nicht zugesagt werden. Rücksendung von Büchern findet nicht statt.

Chronik des Deutschen Krieges. (C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München.) Vierter Band: Anfang März bis Ende April 1915. Mit Namen- und Sachregister über Band I—IV. Der vierte Band der Beckschen Kriegschronik reiht sich den vorausgegangenen Bänden würdig an. Dieses Werk wird auch für spätere Zeiten ein unentbehrliches nie versagendes Nachschlagewerk bleiben und zählt trotz seiner Billigkeit (Preis des Bandes 2,80 Mk.) zu dem Wertvollsten, was unsere Literatur über den Weltkrieg hervorgebracht hat.

Die Romantik der Chemie. Von Dr. Oskar Nagel. Mit zahlreichen Abbildungen nach Zeichnungen und Photographien. (Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Franckhsche Verlagshandlung. Preis geh. 1 Mk., geb. 1,80 Mk.) An der Hand eines reich erfahrenen Fachmannes durchwandern wir hier das gesamte Gebiet der modernen chemischen Industrie und sehen auf diesem Spaziergang staunend die Wunder, die die Chemie heute hervorzubringen vermag. Auch die scheinbar wertlosesten Abfälle und Rohstoffe weiß sie nutzbringend zu verwerten. Das Bändchen gibt in verständlicher und anregender Weise Aufschluß über diese interessanten Vorgänge und verdient gelesen zu werden.

Die Mosel. Ein Wanderbuch von C. Hauptmann. (Rhenania-Verlag, Bonn.) 1. Band: Die Mosel von Koblenz bis Cochem. In 3 Heften mit 141 Federzeichnungen vom Verfasser und 3 Karten. Jedes Heft 1 Mark. 2. Band: Die Mosel von Cochem bis Bernkastel. Mit 100 Feder- und Bleistiftzeichnungen vom Verfasser, mit 2 Wegekarten, Gasthof- und Tourenverzeichnis, Preis 2 Mark. Diese Wanderbücher sind weit mehr als bloße Reiseführer; der Verfasser weiß fesselnd und sympathisch zu erzählen, er liebt sein Moselland und teilt diese Liebe dem Leser mit. Aus einer reichen Kenntnis des Stoffes ergibt sich die ungezwungene Darstellung, in die Geschichte und Sage verflochten sind. Die zahlreichen zum Teil recht hübschen Federzeichnungen beleben den Text reizvoll.

Verdeutschungen. Wörterbuch fürs tägliche Leben von Dr. Friedrich Düsel. (Verlag von George Westermann, Braunschweig, Berlin, Hamburg. Preis geb. 1,50 Mk.) Gerade jetzt, da wir bestrebt sind, echtes Deutschtum zu wahren und so unserer Zeit würdig zu sein, wird dieses Hilfsbuch uns eine Fülle wertvoller Anregungen geben und uns zeigen, wie reich unsere schöne deutsche Sprache ist.

Die vom Rauhen Grund. Roman von Paul Grabein. (Verlag von Grethlein & Co., G. m. b. H., Leipzig. Preis brosch. 3,50 Mk., geb. 4,50 Mk.) Paul Grabein ist in diesem Buche wieder in sein ureigenstes Reich, in das große rheinische Industrierevier, zurückgekehrt und schildert den Aufstieg eines echten Herrenmenschen, das Entstehen eines kulturellen Werkes in packenden, aus dem Leben der Arbeit gegriffenen Szenen, an Menschen, die voll Leidenschaft und Kraft den Kampf um Liebe und Erfolg kämpfen.

Die Milchstraße. Von Dr. Fritz Kahn. Mit zahlreichen Abbildungen nach Zeichnungen und Photographien. (Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Franckhsche Verlagshandlung. Preis geh. 1 Mk., geb. 1,80 Mk.) Hinter dem schlichten Titel dieses Büchleins verbirgt sich eine geistvolle und mit außerordentlicher Sachkenntnis und feuriger Hingabe geschriebene Entwickelungsgeschichte des Weltalls. Das eigenartige Buch zeichnet sich außerdem durch eine klare allgemein verständliche Sprache aus und ist mit vortrefflichen Bildern geschmückt.

Fünfprozentige Deutsche Reichsanleihe von 1915.

Dritte Kriegsanleihe.

Länger als Jahresfrist steht Deutschland einer Welt von Feinden gegenüber in schwerem Kampfe, wie er in der Geschichte nicht seinesgleichen findet. Ungeheuer sind die Opfer an Gut und Blut, die der gewaltige Krieg fordert. Gilt es doch die Feinde niederzuringen, die der Zahl nach überlegen sind und sich die Vernichtung Deutschlands zum Ziel gesetzt haben. Diese Absicht wird an den glänzenden Waffentaten von Heer und Flotte, an den großartigen wirtschaftlichen Leistungen des von einem einheitlichen nationalen Willen beseelten Deutschen Volkes zerschellen. Wir sehen, fest vertrauend auf unsere Kraft und die Reinheit des Gewissens, in dem von uns nicht gewollten Kriege zuversichtlich der völligen Niederwerfung der Feinde und einem Frieden entgegen, der nach den Worten unseres Kaisers „uns die notwendigen militärischen, politischen und wirtschaftlichen Sicherheiten für die Zukunft bietet und die Bedingungen erfüllt zur ungehemmten Entfaltung unserer schaffenden Kräfte in der Heimat und auf dem freien Meere". Dieses Ziel erfordert nicht nur den ganzen Helden- und Opfermut unserer vor dem Feinde stehenden Brüder, sondern auch die stärkste Anspannung unserer finanziellen Kraft. Das Deutsche Volk hat bereits bei zwei Kriegsanleihen seine Opferfreudigkeit und seinen Siegeswillen bekundet. Jetzt ist eine dritte Kriegsanleihe aufgelegt worden. Ihr Erfolg wird hinter dem bisher Vollbrachten nicht zurückstehen, wenn jeder in Erfüllung seiner vaterländischen Pflicht seine verfügbaren Mittel der neuen Kriegsanleihe zuwendet.

Ausgegeben werden f ü n f p r o z e n t i g e S c h u l d v e r s c h r e i b u n g e n d e r R e i c h s - a n l e i h e. Der Zeichnungspreis beträgt 99 %, bei Schuldbuchzeichnungen 98,80 %. Die Schuldverschreibungen sind wie bei der ersten und zweiten Kriegsanleihe bis zum 1. Oktober 1824 unkündbar, gewähren also 9 Jahre lang einen fünfprozentigen Zinsgenuß. Da aber die Ausgabe ein volles Prozent unter dem Nennwert erfolgt und außerdem eine Rückzahlung zum Nennwert nach einer Reihe von Jahren in Aussicht steht, so ist die wirkliche Verzinsung noch etwas höher als 5 vom Hundert. Die Unkündbarkeit bildet für den Zeichner kein Hindernis, über die Schuldverschreibungen auch vor dem 1. Oktober 1924 zu verfügen. Die neue Kriegsanleihe kann somit als eine ebenso sichere wie gewinnbringende Kapitalanlage allen Volkskreisen aufs wärmste empfohlen werden.

Für die Zeichnungen ist in umfassendster Weise Sorge getragen. Sie werden bei dem **Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin** (Postscheckkonto Berlin Nr. 99) und bei **allen Zweiganstalten der Reichsbank mit Kasseneinrichtung** entgegengenommen. Die Zeichnungen können aber auch durch Vermittlung der **Königlichen Seehandlung (Preußische Staatsbank)** und der **Preußischen Zentral-Genossenschaftskasse in Berlin, der Königlichen Hauptbank in Nürnberg** und ihrer Zweiganstalten sowie sämtlicher deutschen **Banken, Bankiers** und ihrer Filialen, sämtlicher **deutschen öffentlichen Sparkassen** und ihrer Verbände, bei jeder deutschen **Lebensversicherungsgesellschaft** und jeder deutschen **Kreditgenossenschaft**, endlich bei **allen Postanstalten am Schalter** erfolgen. Bei solcher Ausdehnung der Vermittlungsstellen ist den weitesten Volkskreisen in allen Teilen des Reichs die bequemste Gelegenheit zur Beteiligung geboten.

Wer zeichnen will, hat sich zunächst einen Zeichnungsschein zu beschaffen, der bei den vorgenannten Stellen; für die Zeichnungen bei der Post bei der betreffenden Postanstalt, erhältlich ist und nur der Ausfüllung bedarf. Auch ohne Verwendung von Zeichnungsscheinen sind briefliche Zeichnungen statthaft. Die Scheine für die Zeichnungen bei der Post haben, da es sich bei ihnen nur um e i n e Einzahlung handelt, eine vereinfachte Form. In den Landbestellbezirken und den kleineren Städten können diese Zeichnungsscheine schon durch den Postboten bezogen werden. Die ausgefüllten Scheine sind in einem Briefumschlag mit der Adresse an die Post entweder dem Postboten mitzugeben oder ohne Marke in den nächsten Postbriefkasten zu stecken.

Reclams Universum

31. Jahrgang

Inhaltsverzeichnis zu Heft 50:

16. Sept. 1915

Illustrierte Weltrundschau:

Romanbeilage.

Die Bestimmungen der österreichischen Zensurbehörde machen des öfteren die Entfernung von Abschnitten und von ganzen Aufsätzen aus dem für unsere österreichischen Leser bestimmten Teil unserer Auflage notwendig, und es ist kaum zu vermeiden, daß solche Hefte mit leeren Stellen ab und zu auch in die Hände reichsdeutscher Bezieher gelangen. Wir bitten für solche Fälle im voraus um Entschuldigung, und sind zum Umtausch der betreffenden Hefte gerne bereit.

Man bezieht Reclams Universum durch Buchhandel und Post. — Jährlich erscheinen 52 Hefte zu je 35 Pf. — Der vierteljährliche Bezugspreis (ohne Zustellungsgebühr) beträgt für 13 Hefte 4 Mk. **Liebhaber-Ausgabe:** Jährlich erscheinen 52 Hefte zu je 60 Pfennig. — Der vierteljährliche Bezugspreis (ohne Zustellungsgebühr) beträgt für 13 Hefte 6 Mark.



Nach dem Kampf.

Gemälde von
Ernst Lübbert †.

Die russischen Soldaten flüchten nach der Vertreibung aus ihren Stellungen des öfteren in die Dörfer, verschaffen sich dort Zivilkleider und sehen inmitten der Einwohner dem Einzug der Deutschen zu. Unser auf dem Kriegsschauplatz entstandenes Gemälde ist eine der letzten Schöpfungen unseres langjährigen Mitarbeiters, des Berliner Kunstmalers Ernst Lübbert, der Anfang September als Kompagnieführer im Osten für sein Vaterland fiel.



ERNST·LÜBBERT. Im Felde 1915



Ernste Reden in ernster Zeit.

XLV. Gebt dem Reiche! Von Dr. Alfons Goldschmidt.

Als der Krieg begann, sprach Englands Regierung das kühne Wort von der „letzten Milliarde". Der ganze Finanzstolz des Britenreiches war darin enthalten. Seit Jahrhunderten beherrschte englisches Geld die Weltmärkte, bestimmte es die internationale Politik. Der schwere Kampf gegen Napoleon war mit Gold durchgefochten worden, der Weg der englischen Kolonialpolitik war mit Gold gebahnt, die Abhängigkeit vieler Völker mit Gold erkauft worden. Am Geldmarkte in London trafen sich die Kreditwünsche der ganzen Welt, und seit Frankreich durch unvernünftige Riesendarleihungen an Rußland und Südamerika seine Bankierstellung geschwächt hatte, schien die englische Finanzmacht noch fester fundiert. Die englische Regierung konnte sich unter solchen Umständen einen materiellen Sieg der Zentralmächte gar nicht vorstellen. Das wäre gegen all ihre Tradition und Logik gewesen. Sie hat bei ihrer Kriegsberechnung nur einen Faktor vergessen: die Arbeit. Während sie Riesensummen Goldes auswarf, um uns mit dem Handelskampfe tot zu machen, stärkte sie durch diesen selben Kampf unsere Arbeitslust ins Ungeheure. Während England den großen Konzern der Verbündeten finanzieren mußte, entwickelte sich Deutschland zu einem Kriegswirtschaftsstaat, der von Monat zu Monat mehr seine Mittel und Kräfte ausnützte. Es entwickelte sich jene Ökonomik, die, befruchtet von den Kriegsmilliarden, alle Anforderungen unabhängig vom Auslande erfüllen konnte. Die geregelte Intensität unserer Arbeit ist das Geheimnis unserer kriegswirtschaftlichen Erfolge. Der Vierverband hat die Macht einer solchen Eigenmaschine zu spät erkannt. Die Aufrufe zur Mobilisierung der feindlichen Industrien nach deutschem Muster blieben Trompetenstöße. Eine praktische Wirkung haben sie nicht gehabt und werden sie um so weniger haben, je bedrückter die Schaffenslust unserer Feinde infolge der militärischen Gewinne der Zentralmächte wird. Heute darf das Produktions-, Handels- und Kreditsystem des Vierverbandes unter Englands Führung als gescheitert angesehen werden. Den Nutzen haben lediglich die Vereinigten Staaten, die goldfett und übermütig wurden. Charakteristisch für die Abwärtsbewegung der Kriegswirtschaft des Vierverbandes sind die Kurven der Anleihenotierungen. Sie gehen herunter, obwohl man krampfhaft bemüht ist, sie durch künstliche Mittel in andere Bahnen zu bringen. Sie sinken ebenso wie der berühmte Sterlingkurs, der Kern von Englands finanzieller Macht. Kennzeichnend ist ferner die schwache Liebe der uns feindlichen Völker für die Renten ihrer Regierungen. In Rußland weiß der Fiskus kaum noch ein unbenutztes Zwangsmittel zur Unterbringung, in Italien will man die Anleihen mit Abnahmeverpflichtung ausstatten, in Frankreich und England treiben die Regierungen mit ihren Renten einen Kleinverkauf von Tag zu Tag, von Hand zu Mund. Die letzte englische Kriegsanleihe war alles andere als eine Volksanleihe. Die Gründe sind klar. Ein in sich finanziell verschwommener und unlogischer Konzern wollte ohne wesentliche Arbeit diesen Riesenkrieg durchhalten. Das war unmöglich. In welchem Maße dieses Beginnen gescheitert ist, wird sich noch an den Schwierigkeiten der Vierverbandsländer nach dem Friedensschluß zeigen.



Leutnant d. L. und Kompagnieführer Ernst Lübbert (×), bekannter Berliner Kunstmaler und Illustrator, starb auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatz den Heldentod. Er stammte aus Waren in Mecklenburg, stand im Alter von 36 Jahren und war seit langer Zeit ein geschätzter künstlerischer Mitarbeiter unserer Zeitschrift. Eines seiner letzten Bilder vom Kriegsschauplatz, das er uns während eines Urlaubsbesuchs wenige Wochen vor seinem Tod überließ, bringen wir nebenstehend als Kunstbeilage.

Ruhige Beurteiler in Feindesland gestehen ohne weiteres die materielle Überlegenheit Deutschlands zu. Wir haben



Fahrbare russische Panzerschirme, erbeutet im Fort 8 der Festung Kowno. Hofphot. Kühlewindt.

gegen alle Verdächtigungen von seiten der englischen und französischen Handelspresse („Financial News“) mit unserer Arbeitsgeschlossenheit eine dauernde Befriedigung unserer Material- und Geldbedürfnisse erreicht. Es gelang der Reichsbank, durch Wahrung und Mehrung des Goldbestandes die Währung innerhalb eines wachsenden Kreditkreises zu festigen; es gelang die Regelung des Zahlungsverkehrs und damit die Verankerung des Zahlungsvertrauens. Daher denn auch die rasche und glückliche Aufbringung der Kriegskosten. Mittels einer aus unserer Kriegsarbeit entstandenen, prächtigen Liquidität, konnte Deutschland die Reichskassen immer wieder füllen. Die vielen Milliarden wurden gern und nahezu spielend aufgebracht.

Nunmehr fordert das Reich zum drittenmal auf Grund der vom Reichstag bewilligten Kredite zur Anleihezeichnung auf. Die Aufforderung erfolgt in einem Augenblick verhältnismäßig sehr günstiger Wirtschaftsverhältnisse, starker Geldflüssigkeit und frohen Siegesbewußtseins. Die Kriegswirtschaft hat nicht einen Moment gestockt; große Summen sind frei, die Geldzentralen allerorten sind aufs beste disponiert; der Anleihehandel hat die Lust zur Anlage gefördert, die Kursentwicklung der Kriegsanleihen war bisher durchaus günstig, und selbst der „kleine Mann“ hat vielfach die Möglichkeit gehabt, einen für Anleihezwecke verwendbaren Spargroschen zurückzulegen. Man wird die schweren Lasten des Krieges, die Ausfälle und Verpflichtungshäufungen nicht übersehen und doch anerkennen, daß bei uns eine bemerkenswerte Einkommensstetigkeit herrscht. So wird es dem deutschen Volke nicht schwer, zum drittenmal dem Reiche die Milliarden zu geben. Es ist kein Opfer. Wer die

Russische Verwüstung in der Festung Kowno: Die Ueberreste einer Brauerei, die von den Russen vor ihrem Abzug bis auf die Grundmauern niedergebrannt wurde, obwohl sie Privateigentum und ohne jede militärische Bedeutung war. Hofphot. Kühlewindt.

Aus der eroberten Festung Kowno: Betonierte Grabenbestreichung in der Kehle des Forts 8. Hofphot. Kühlewindt.

Hindernisse auf den Festungswällen der am 22. August von den Deutschen besetzten Bobrfestung Ossowiec.



Vom Gebirgskrieg an der italienischen Grenze: Oesterreichische Befestigungs- und Unterkunftsanlagen in 1900 m Höhe.

ihm nach den bisherigen günstigen Kurserfahrungen ja nicht schwer fallen wird. Es gibt Anleihestücke von 20 000 Mark abwärts bis 100 Mark, so daß Großkapitalist und Kleinsparer sich beteiligen können. Die Zeichnungsgelegenheiten sind vielseitig und bequem. Man kann bei der Reichsbank und ihren Nebenstellen, bei allen Banken und Bankiers, bei den Sparkassen, den Lebensversicherungs-Gesellschaften, den Kreditgenossenschaften, den Postanstalten zeichnen. Bei jedem Postamt kann man die näheren Umstände in Erfahrung bringen. Wer eines Kredites zur Einzahlung, die übrigens äußerst entgegenkommend in Raten festgesetzt ist, bedarf, kann ihn auf alle mögliche Weise leicht haben. Die Kriegsdarlehnskassen, die Sparkassen, die Lebensversicherungs-Gesellschaften, werden Entgegenkommen beweisen.

Modalitäten der Emission ansieht, erkennt bald die Vorzüge der Anlage. Wieder gibt es für die bis 1. Oktober 1924 unkündbare Anleihe 5 Prozent auf den Nominalbetrag. Der Zeichnungspreis beträgt aber nur 99 Mark, das heißt das Reich verzinst für 99 Mark 100 Mark, und zahlt dennoch 100 Mark zurück. Wenn jemand seine Forderung an das Reich ins Reichsschuldbuch mit seinen Vorzügen der Billigkeit, Sicherheit usw. eintragen läßt, hat er nur 98,80 Mark für je 100 Mark Nennwert zu zahlen, muß sich allerdings verpflichten, über die Stücke bis 15. Oktober 1916 nicht zu verfügen, was

Schon vor der Zeichnungsankündigung waren viele Voranmeldungen eingelaufen. Große Beträge sind jetzt schon gezeichnet. Wieder hat eine Reihe bedeutender Unternehmungen und reicher Privatleute dem Staate hohe Millionenstapel zur Verfügung gestellt: von allen Seiten strömt das Geld. Die Handelskammern, Beamtenkörperschaften und viele andere Organisationen betreiben mit Eifer und Erfolg die Propaganda. Man darf sicher sein, daß am 22. September, dem letzten Zeichnungstage, das Reich die erforderlichen Milliarden haben wird. Aber von dieser Sicherheit soll sich keiner einlullen lassen. Jeder soll bis zum letzten Augenblick anfeuern, werben. Es gilt den endgültigen Sieg über unsere Feinde, es gilt die Fortsetzung unserer schönen Erfolge, es gilt unseren eisernen Willen zu zeigen. Es gilt das Wohl des deutschen Vaterlandes. Keiner, der noch 100 Mark sein Eigen nennt, stehe zurück. Bringt das Geld an die Schalter des Reiches, ihr bringt die Ehre, den Sieg und den Frieden!



Vom Gebirgskrieg an der italienischen Grenze: Oesterreichische Soldaten beim Herstellen von Steinlawinen, die auf die angreifenden Italiener losgelassen werden.



Festungsgebäude von Ossowiec, die von den Russen vor ihrem Abzug gesprengt wurden. Im Vordergrund zertrümmerte Wagen und Geräte, die die Russen zurückließen.

Die Trümmer der Kasematten in der Festung Ossowiec, die von den Russen vor ihrem Abzug gesprengt wurden.



Schweizerischer Beobachtungsposten auf der Südspitze des Simplon. Der Überwachungsdienst an der Schweizer Grenze ist neuerdings verschärft worden, weil bedeutende Verschiebungen italienischer Truppen von der österreichischen nach der Schweizer Grenze stattgefunden haben. Diese Umgruppierung der italienischen Reserven zeigt einen gegen die Schweiz gerichteten Charakter und soll wohl dem Zweck dienen, Teile der schweizerischen Armee dauernd an die Schweizer Südgrenze zu fesseln. Sie wirkt dadurch auch auf die Schweizer Nordwestgrenze, wo sich ebenfalls starke französische Truppenansammlungen bedrohlich bemerkbar machen. Die Schweizer Verteidigung wird durch die italienische Demonstration im Fall einer Grenzverletzung durch Frankreich in ihren Truppenverschiebungen beschränkt.

Der Weltkrieg.

55. Kriegsbericht von General v. Loebell (4.—10. Sept.).

Der Kampf auf drei Fronten und die Länge der Ostfront waren die Gründe, weshalb nicht alle Kampfgruppen so stark sein konnten, daß sie dem zwar geschwächten, aber immer noch riesenstarken Heere der Russen numerisch überlegen gegenüberständen. Zunächst war der Feind aus den Karpathen und Galizien zu vertreiben; es war daher natürlich, daß die im Süden, also auf dem Stoßflügel, kämpfenden Kräfte der Verbündeten besonders stark sein mußten. Darunter litt freilich die Offensivkraft des Nordflügels. Hätte die Heeresleitung noch über weitere Korps zu verfügen gehabt, so wäre auch der Nordflügel numerisch stark genug gewesen, seine schwere Aufgabe so rechtzeitig zu erfüllen, daß er von Norden her umfassend in die Heeresoperationen einzugreifen vermocht hätte. So mußte Hindenburg zunächst die Fronterfolge abwarten, bis dort die Weichsel erreicht und Lublin sowie Cholm besetzt waren, ehe er es wagen konnte, mit verhältnismäßig schwachen Kräften die große Aufgabe zu erfüllen, befestigte und tapfer verteidigte Flußlinien, modern ausgebaute Festungen zu nehmen, dabei unsagbare Geländeschwierigkeiten überwindend. Es ist zu beachten, daß es sich um die russische Hauptkampflinie handelte, die Festungen als Stützpunkte hatte, von deren Stärke man sich in Deutschland kaum einen Begriff machen kann, die nur mit französischen Festungen wie Verdun und Toul verglichen werden können. Im stetigen Fortschreiten seiner Heere ist es Hindenburg aber gelungen, trotz verzweifelter Gegenwehr der Russen, die Verteidigungslinien, die von vornherein als das Ziel der Operationen hier bezeichnet worden waren, zu nehmen und zu besetzen. In den Berichten ist auch hervorgehoben worden, daß das Vorgehen auf dem äußersten Nordflügel besonders vorsichtig sich vollziehen mußte, denn die Armee Below hatte die Flanke zu sichern, durfte die Verbindung mit den Armeen zur Rechten nicht verlieren und sollte dabei doch ganz besonders wichtige Punkte an der Düna, wie Riga und Dünaburg, wenn möglich, in Besitz nehmen. Diese Armee wird sich auf alle Fälle an der Düna selbst gegen Übermacht halten,



Bagagekolonnen im russischen Sumpfland. Unsere Aufnahme gewährt einen kleinen Einblick in die gewaltigen Schwierigkeiten, die sich unseren Truppen bei der Überwindung der russischen Sumpfgebiete entgegenstellen.

sie hat aber auch die Besitznahme von Riga durch Eroberung des Brückenkopfes Friedrichstadt vorbereitet, während sich den Armeen Scholtz, Gallwitz und des Prinzen von Bayern die Russen noch einmal am Kotra, Memel und Zelwianka-Abschnitt in Linie Skidel—Slonim entgegengeworfen haben, um in gut gewählter Flankenstellung ihren nördlichen Heeresteilen, die von der Armee Eichhorn in der Wilnaer Gegend bedrängt werden, den Rückzug zu ermöglichen. Nachdem die Russen auch aus dieser letzten, gut verschanzten Stellung geworfen, Riga genommen, und nachdem die letzte der drei dem Festungsdreieck angehörenden südlichen Festung gefallen, der äußerste Südflügel unter Pflanzer-Baltin weiter vorgedrungen sein wird, ist der Feldzug auf dem östlichen Kriegsschauplatze als einheitlich und endgültig durchgeführt zu betrachten. Die für Rußlands Verteidigung so wichtige Memel- und Narewlinie mit Kowno und Grodno, Ossowiec, Lomza und den anderen Festungen, die Buglinie mit Brest-Litowsk, die Serethlinie befinden sich in der Hand der Verbündeten, und darüber ostwärts hinaus sind die militärisch wichtigen Punkte besetzt, die den Austritt aus Sumpfgebieten sperren und die Knotenpunkte wichtiger Bahnlinien bilden. In diese Linien hinein führen ausgezeichnete rückwärtige Bahnlinien, und drei Bahnen verbinden wiederum die rückwärtigen Verbindungen mit der gesamten Heeresfront, so daß Truppen aus dieser Front nach Bedarf von einem Teile der Kampflinie zum anderen geworfen werden können. Das unsinnige, Rußland auf Jahrzehnte schädigende Verwüsten, Verbrennen und Entvölkern weiter Gebietsteile verhütet die Verbreitung von Epidemien und legt zwischen uns und den Gegner einen Gürtel, der einen späteren Vormarsch des Gegners erschweren wird. Das in jeder Hinsicht gut für den Feldzug vorbereitete, gut bekleidete, ausgerüstete und verproviantierte, auch gut geführte russische Riesenheer besteht zurzeit nicht mehr. Das ist der Erfolg des Sommerfeldzuges 1915, durch ihn ist endgültig der Beweis der Überlegenheit der deutsch-österreichisch-ungarischen Heeresmacht erbracht worden.



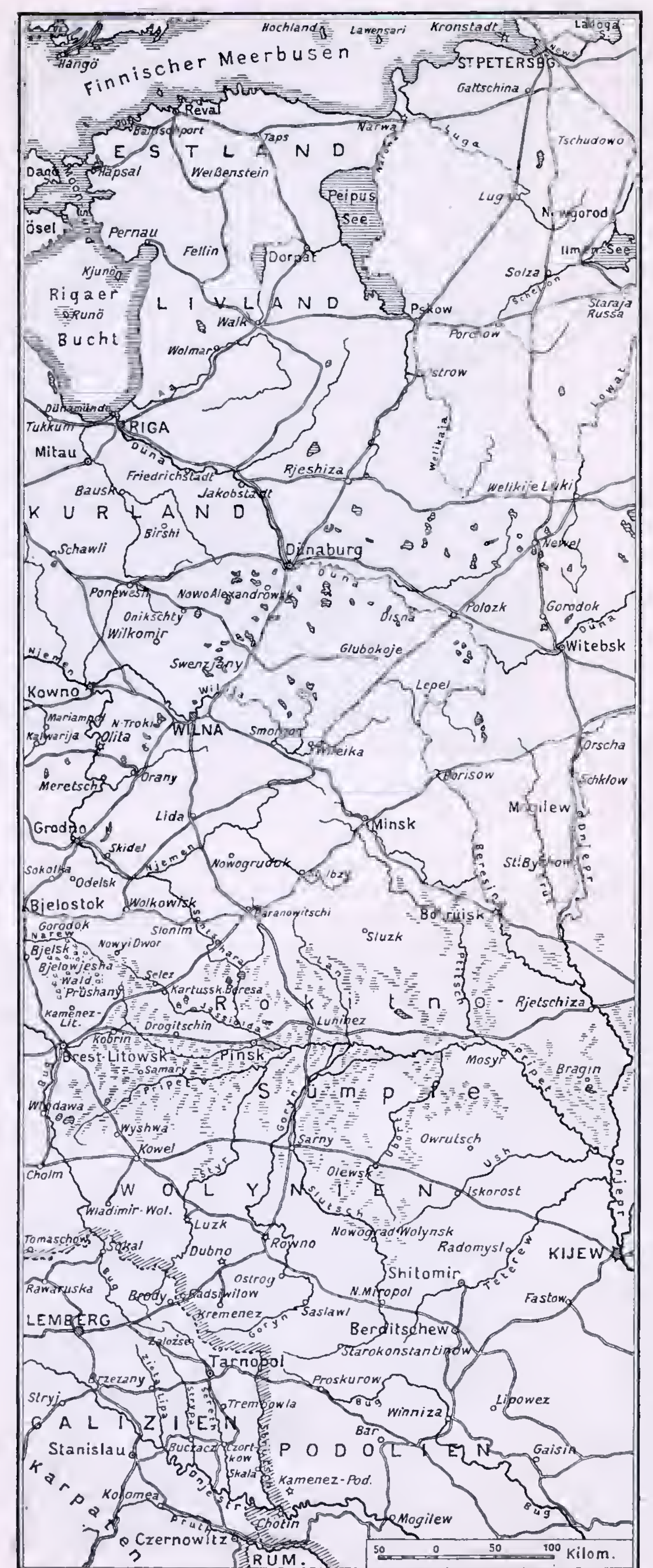
Der älteste Tiroler Standschütze. Michael Senn, Rentner in Meran, bekannter Meisterschütze, der kürzlich seinen 76. Geburtstag beging, ist der älteste unter den bejahrten Tiroler Standschützen, die mit Begeisterung sich zur Verteidigung ihres Vaterlandes gegen den verräterischen Feind in großer Zahl freiwillig zur Verfügung stellten.

Die Chronik des Weltkrieges.

4. September. Generaladjutant Rußkij, Chef der russischen sechsten Armee, wurde zum Oberkommandierenden der Armeen an der Nordfront, und General der Infanterie Evert, Kommandeur der russischen vierten Armee, zum Oberkommandierenden der Armeen an der Westfront ernannt. Die Armeen in Wolhynien, Galizien und Bessarabien befehligt General



Schutzfarbe im Krieg: Ein französisches Geschütz, das zur Deckung gegen Sicht an Stelle der üblichen Bedeckung durch Zweige dem Kampfgelände durch Übermalung angepaßt ist. (Aus „Illustrated War News“.)



Der neue russische Kriegsschauplatz. Für das Universum gezeichnet von Wagner & Debes.

Iwanow. Der russische Kriegsminister Poliwanow berichtigt in einer Denkschrift, daß die russischen Feldarmeen bisher an Toten, Verwundeten und Gefangenen 68 Prozent ihres Offiziersbestandes eingebüßt haben. — Der k. u. k. Generalmajor Erich Frhr. v. Diller wurde zum Generalgouverneur der in österreichisch-ungarischer Verwaltung befindlichen Gebiete Russisch-Polens ernannt.

5. September. Die östlich von Luzk vordringenden Truppen der Armee Puhallo überschritten kämpfend nördlich von Olyka die versumpfte, überschwemmte Putylowka-Niederung. — Gegenangriffe des Feindes östlich der Mündung des Sereth und an der bessarabischen Grenze wurden von der Armee Pflanzer-Baltin unter großen Verlusten für den Gegner zurückgeworfen. — Der Zar hat den Oberbefehl über alle russischen Streitkräfte zu Lande und zu Wasser übernommen und den bisherigen Generalissimus Großfürst Nikolaus Nikolajewitsch zum Vizekönig des Kaukasus und zum Oberbefehlshaber der Kaukasus-Armee ernannt. — General Joffre weilte vom 3. September abends bis zum 6. September morgens an der italienischen Isonzofront, wo er mit dem König Viktor Emanuel und dem Herzog von Aosta Begegnungen und mit Cadorna, dem Chef des italienischen Generalstabes, und General Porro lange Besprechungen hatte.

6. September. Auf dem westlichen Kriegsschauplatz entwickelten sich in der Champagne sowie zwischen Maas und Mosel lebhaftere Feuerkämpfe. — Bei einem Angriff feindlicher Flieger auf Saarbrücken wurden fünf Personen getötet, vier schwer und zwei leicht verletzt. — Auf Daudsewas im Südosten von Friedrichstadt an der Düna vorstoßende deutsche Reiterei machte 790 Gefangene und erbeutete 5 Maschinengewehre. — Im Gouvernement Grodno machte der Gegner von westlich Skidel bis Wolkowysk Front; die Deutschen drangen in hartnäckigen Kämpfen über die Pyra und Kotra vor; zwischen der Memel und Wolkowysk gewann die deutsche XII. Armee (v. Gallwitz) an einzelnen Stellen das östliche Ufer des Ros. — Auch im Südosten von Wolkowysk bis zum Waldgebiet südlich von Rozana (40 km im Südwesten von Slonim) nahmen die Russen erneut den Kampf auf gegen die Heeresgruppe des Prinzen Leopold von Bayern. — Die Heeresgruppe Mackensen warf den Gegner bei Chomsk und Drohiszyn. — General der Artillerie v. Scholtz, der Überwinder des schwierigen Bobr—Narew-Abschnitts und der Eroberer von Grodno, erhielt den Orden Pour le mérite. — An der galizisch-wolhynischen Grenze schlug die Armee des Generals der Kavallerie v. Boehm-Ermolli die Russen bei Radziwilow und Podkamien auf ihrer 40 km breiten und stark verschanzten Front. Besonders heiß tobte der Kampf um das Schloß Podkamien, die stockwerkförmig befestigte Höhe Makutra und die Stellungen bei Radziwilow. Am Sereth hatte die Armee des Generals Grafen Bothmer starke russische Vorstöße abzuwehren. — Etwa fünf Bataillone von verschiedenen italienischen Brigaden griffen die österreichisch-ungarischen Bergstellungen zwischen dem Burgstall und der Pfannspitze in der Gegend des Kreuzbergsattels südlich von Innichen an, wurden aber mit einem Verlust von 1000 Mann zurückgeworfen. — Das deutsche Unterseeboot U 27 ver-

Hochwald in den Vogesen nach der Beschießung durch französische Artillerie.



Französische Zerstörungssucht. Die Tagesberichte des Großen Hauptquartiers erwähnen des öfteren die französische Gepflogenheit, die eigenen Dörfer hinter der deutschen Kampffront zusammenzuschießen, wodurch in erster Linie französische Einwohner an Gut und Leben geschädigt werden. Dieser Zerstörungssucht fiel neuerdings wieder in dem französischen Städtchen Pagny an der Mosel eine große Fabrik zum Opfer; sie wurde von den Franzosen in Brand geschossen, und das Feuer wütete vier Tage, bis den deutschen Soldaten die Löschung gelang.

Russische Dorfkirche in dem berühmten Bialowiescher Forst, dessen Urwälder die letzten Wisente beherbergen. Das zum großen Teil sumpfige Wald- und Jagdgebiet des Zaren wurde Ende August von den deutschen Truppen durchschritten.



Die Bekämpfung der Kriegsseuchen: Eine Beobachtungs- und Absperrungsstation für choleraverdächtige Einwohner auf dem östlichen Kriegsschauplatz.

senkte um den 10. August einen älteren englischen Kleinen Kreuzer westlich der schottischen Hebriden-Inseln, ist aber nicht zurückgekehrt, so daß mit seinem Verlust gerechnet werden muß. Am 18. August wurde im Bristolkanal wiederum ein deutsches Unterseeboot von einem englischen Passagierdampfer mit Geschützen beschossen.

7. September. Südwestlich von Wilna setzten sich Truppen des Generals v. Eichhorn nach Kampf in den Besitz einiger Seenengen bei Troki Nowe. — Wolkowysk wurde den Russen entrissen. — Die Heeresgruppe des Prinzen Leopold von Bayern warf den Feind bei Izabelin im Südosten von Wolkowysk. — Am Sereth brach der Gegner mit überlegenen Kräften aus seinen bei Tarnopol und Strusow eingerichteten brückenkopfartigen Schanzen hervor, wurde aber bei Tarnopol durch einen Gegenangriff deutscher Truppen (Graf Bothmer) zurückgeworfen. Nächst der Mündung des Sereth in den Dnjestr erstürmten österreichisch-ungarische Truppen unter den Generalen Benigni und Fürst Schönburg die russische Stellung nordwestlich von Szuparka, wobei 4400 Mann (20 Offiziere) gefangen genommen und 7 Maschinengewehre erbeutet wurden. — Die Engländer beschossen drei Tage lang die Stadt Lohaja am Roten Meer nördlich von Hodeida, ohne größeren Schaden anzurichten. Vielmehr wurde ein englisches Kanonenboot durch die türkischen Batterien ernstlich beschädigt.

8. September. Deutsche Armeeluftschiffe haben in der Nacht zum 8. und deutsche Marineluftschiffe in der Nacht zum 9. September in London die Docks und sonstigen Hafenanlagen ausgiebig mit Spreng- und Brandbomben belegt, ferner große Fabrikanlagen bei Norwich sowie die Hafenanlagen und Eisenwerke von Middlesborough mit gutem Erfolg angegriffen. Starke Explosionen und zahlreiche Brände wurden beobachtet. Die Luftschiffe wurden von feindlichen Batterien heftig beschossen, kehrten aber sämtlich wohlbehalten zurück. — In den Argonnen setzten sich nordöstlich von Vienne-le-Château württembergische und lothringische Regimenter, durch Artillerie vortrefflich unterstützt, auf einer Frontbreite von über 2 km in den Besitz französischer Stellungen, so des vielgenannten Werkes Marie Thérèse; 1999 Gefangene wurden gemacht,



Marie v. Ebner-Eschenbach, die gefeierte Wiener Erzählerin, beging am 13. September ihren 85. Geburtstag. Spät erst hat sich ihre feine tiefinnerliche Kunst entwickelt. Als Marie v. Ebner ihren 50. Geburtstag feierte, wußte die Welt noch wenig von ihr. Doch hat ihr das Schicksal ein so reiches Schaffen und so warme Bewunderung und Anerkennung der Besten vergönnt, wie sie wenigen Dichtern zuteil wurde. Ihre reife Kunst ist erfüllt von edelster Menschlichkeit. Anläßlich ihres 80. Geburtstages widmeten wir der Dichterin im 26. Jahrgang, Heft 51 einen Porträt-Artikel, in dem wir über ihre Werke und Lebensschicksale ausführlich berichteten.



Ein österreichisch-ungarischer Verbandplatz auf dem russischen Kriegsschauplatz. Kilophot, Wien.

48 Maschinengewehre, 54 Minenwerfer und 1 Revolverkanone erbeutet. — Im Gouvernement Grodno wehrte sich der Gegner zwischen Jesiory (Osery) und dem Memel hartnäckig. Südlich des Memel wichen die Russen vor den Heeresgruppen Hindenburg und Leopold von Bayern über die Zelwianka (einen linken Nebenfluß des Memel) zurück; südlich von Rozana (Rushany) wurde der Übergang über die Rozanka (einen Nebenfluß der Zelwianka) erzwungen; österreichisch-ungarische Truppen gehen durch den großen Wald im Nordosten von Sjelez vor. — In Wolhynien wurde von der Armee Puhallo die russische Front nördlich von Olyka durchbrochen und Dubno, der zweite Platz des dortigen Festungsdreiecks, genommen. Die Armee Boehm-Ermolli drang an die obere Ikwa vor. In Ostgalizien griffen beim Zurückwerfen der Russen über den Sereth bei Trembowla deutsche Gardebataillone unter dem Obersten v. Leu besonders erfolgreich ein. — Der italienische Botschafter in Paris, Tittoni, der zur Zeit der Annexion Bosniens durch Österreich-Ungarn 1908 Minister des Äußeren war, teilte dem „Giornale d' Italia" mit, daß Italien damals die geforderten Kompensationen tatsächlich erhalten habe, und zwar die Zurückziehung der k. und k. Besatzung aus dem Sandschak Novibasar sowie die Aufhebung der österreichisch-ungarischen Seepolizei in den montenegrinischen Gewässern.

9. September. Die Heeresgruppen Hindenburg und Prinz Leopold von Bayern kämpfen noch um den Zelwianka-Abschnitt; die Höhen bei Pieski an der unteren Zelwianka wurden erstürmt. Die Heeresgruppe Mackensen nähert sich dem Bahnhof von Kossowo an der Bahn nach Minsk und erreichte beiderseits der Bahn nach Pinsk die Linie Tulaticze—Owzieze. — In Ostgalizien traten westlich des mittleren Sereth neuerlich feindliche Verstärkungen ins Gefecht. Bei Tarnopol schlugen österreichisch-ungarische und deutsche Bataillone mehrere russische Angriffe zurück; die Deutschen nahmen dabei das Dorf Bueniow. In Wolhynien wurden die westlich von Rowno kämpfenden russischen Truppen von der Armee Puhallo über die Niederung des Stubiel geworfen. — In der Nacht zum 10. warf ein deutsches Marineluftschiff auf den russischen Flottenstützpunkt Baltischport westlich von Reval eine Anzahl Bomben mit gutem Erfolg.

10. September. Südöstlich von Friedrichstadt an der Düna und östlich von Wilkomierz haben sich seit dem 9. Gefechte entwickelt. — An der Zelwianka leisteten die Russen weiter hartnäckigen Widerstand; in der Nacht zum 11. wurde Skidel erstürmt. Die Eisenbahnknotenpunkte Wileika und Lida im Gouvernement Wilna wurden von deutschen Luftschiffen mit Bomben belegt. — In Galizien nahmen die Verbündeten südlich von Tarnopol vor überlegenen feindlichen Kräften die Front vom Sereth auf die Höhen östlich der Strypa zurück.

11. September. Die Docks von London wurden erneut von deutschen Luftschiffen mit Bomben beworfen. — Zwischen Düna und Merecz am Memel nahmen die Kämpfe an einzelnen Stellen größeren Umfang an; nordwestlich von Wilna wurde russische Garde geworfen. An der Kotra gab der Gegner in der Frühe des 12. den Widerstand auf. An der Zelwianka sind die feindlichen Linien weiter an mehreren Stellen durchbrochen, beiderseits der Straße Bereza Kartuska—Slonim geworfen. — In Wolhynien überschritt die Armee Puhallo bei Derazno den Goryn und bei Dubus die Ikwa. Die russischen Angriffe bei Tarnopol nahmen an Heftigkeit zu; besonders heiß war das Dorf Dobzanka umstritten, bis es deutsche und Honved-Bataillone zurückeroberten. — An der Isonzofront kam es bei Jablonica, südlich des Javozek und im Wrsiegebiet zu größeren Kämpfen, die sämtlich mit vollem Mißerfolg der angreifenden Italiener endeten. — Kaiser Wilhelm nahm im Großen Hauptquartier den Eid des durch päpstliches Breve vom 30. Juni 1915 zum Erzbischof von Gnesen und Posen ernannten bisherigen Domherrn Dr. Edmund Dalbor entgegen, worauf dem Erzbischof die landesherrliche Anerkennungsurkunde ausgehändigt wurde. — Das Kabinett von Washington teilte Österreich-Ungarn mit, daß der Regierung der Vereinigten Staaten der k. und k. Botschafter Dumba nicht länger genehm sei, da er seiner Regierung Vorschläge gemacht habe, um in amerikanischen Munitionsfabriken Ausstände zu verursachen. Er hatte die österreichisch-ungarischen Reichsangehörigen, die in amerikanischen Munitionsfabriken arbeiten, auf die Strafbarkeit ihres Handelns hingewiesen.

Der Zug des Todes.

An den Folgen einer schweren Verwundung verschied der Professor für Baukunst der Antike und Renaissance an der Technischen Hochschule in Hannover, Karl Weber; der tüchtige Gelehrte stand im Alter von nur 45 Lebensjahren und ist ein Bruder der Heidelberger Nationalökonomen Max und Alfred Weber. Im gleichen Alter stand der im Osten gefallene Maler David Zacharias, dessen Verlust die Düsseldorfer Künstlerschaft beklagt. Ebenfalls im Osten starb den Heldentod der Berliner Maler und Illustrator Ernst Lübbert, der unseren Lesern als Mitarbeiter von Reclams Universum bekannt ist; wir bringen sein Bild auf Seite 415 der Weltrundschau. Ferner fielen auf dem Felde der Ehre: Rittmeister Ludwig Graf v. Helmstatt-Züllichau; Oberst Otto v. Düring; Leutnant d. R. Fritz Kretzschmar, Sohn des Geh. Finanzrates Dr. Kretzschmar, Dresden; Kgl. Oberförster Hauptmann Vogel v. Falkenstein; Freiherr Philipp v. Süßkind-Schwendi, Sohn des württembergischen Kammerherrn Freiherrn v. Süßkind-Schwendi; Major Freiherr v. Massenbach; Professor Emil Lask, Heidelberg; Korvettenkapitän Bernd von dem Knesebeck; Leutnant Friedrich Freiherr v. Zedlitz und Neukirch, Sohn des Regierungspräsidenten Freiherrn v. Zedlitz und Neukirch, Köslin; Fähnrich Artur v. Eisenhart-Rothe, Sohn des Obersten und Oberquartiermeisters beim Oberbefehlshaber der Ostarmee Ernst v. Eisenhart-Rothe; Vizesteuermann d. R. und Flugzeugführer Freiherr Eberhard v. Gienanth, München; Fahnenjunker Joachim Günter Fechner, Sohn des kaiserlichen Bankrats Fechner in Berlin. — An den Dardanellen fiel auf seiten unserer Gegner der englische Brigadegeneral Kenna, der seinerzeit die Nil-Expedition 1898, die Schlacht von Khartum und den Burenkrieg mitgemacht hatte.

Auch unter den Daheimgebliebenen sind Verluste zu beklagen. Der bekannte Kunsthistoriker Professor Georg Galland, Dozent an der Königl. Akademischen Hochschule für bildende Künste in Berlin, ist im Alter von 58 Jahren verschieden. Er hatte sich durch eine Reihe wertvoller Forschungen über ältere deutsche und niederländische Kunst einen Namen gemacht und war als Begründer der Halbmonatsschrift „Die Kunsthalle" sowie Mitarbeiter angesehener Zeitschriften und Zeitungen tätig. Ebenfalls in Berlin starb der Bildhauer und Metallplastiker Professor Wilhelm Widmann, der einen großen Teil der Bildhauerarbeiten des Reichstagsgebäudes, Herrenhauses, Doms und anderer Monumentalbauten der Reichshauptstadt geschaffen hatte. Der literarische Kreis Berlin hat durch den Tod Max Friedlaenders, des trefflichen Mitarbeiters und Redakteurs des „Kladderadatsch", einen herben Verlust erlitten. Er hat ein Alter von nur 62 Jahren erreicht. Aus Wien kommt die Nachricht, daß dort einer der hervorragendsten Generale der österreichisch-ungarischen Armee G. D. Frhr. v. Alboti gestorben ist. Aus Mailand wird der Tod des bekannten, aus Frankfurt a. M. gebürtigen Chemikers Professor Hugo Schiff, des Freundes von Karl Marx, gemeldet. Ein warmherziger Menschenfreund ist mit Geheimem Sanitätsrat Dr. med. Max Taube in Leipzig dahingegangen. Sein segensreiches Wirken galt vor allem den Kindern. Er war der Schöpfer des Ziehkindersystems und hat weit über die Grenzen Deutschlands hinaus für seine Bestrebungen Anerkennung und Beachtung gefunden. Ein sanfter Tod erlöste den Sechsundsechzigjährigen von längerem Leiden. Nach einer Meldung aus Bologna ist Donna Laura Minghetti, die Mutter der Fürstin Bülow, gestorben.



Der Friedenszar.

Nach einer Zeichnung von Erich Hoffmeister.

Kreisrichter Krügers Rachefahrt.

Erzählung von Carl Busse.

(Schluß.)

Fast wortlos legten sie den Weg nach Murowana zurück. Höchstens, daß hier und da eine einsilbige, unwesentliche Bemerkung fiel.

Es war, als wären sie fertig miteinander. Als hätten sie nichts mehr zu sagen. Jeder war in seinen eigenen Gedanken und Empfindungen so beschlossen, daß der andere nur stören konnte. Ja, der Kreisrichter hatte einmal den lose auftauchenden und wieder versinkenden Wunsch, jetzt ganz allein zu sein, hingegeben dem stillen Wogen und Fluten, das ihn durchdrang. Er war seiner Begleiterin dankbar, daß sie nicht sprach. Er wunderte sich doch dazwischen und streifte prüfend ihr Gesicht. Es war hell und ruhig.

Wie hatte sie gesagt? ‚Es würde mir nicht leid tun.'

Er fühlte: es tat ihr nicht leid.

Da wollte er doch etwas sagen. Aber er sagte nur sehr warm und innig: „Wir müssen nun gleich da sein." —

Nachher fuhren sie mit neuer Bespannung weiter. Lederköfferchen und Perlentasche hatte der Postillon dicht nebeneinander gestellt. „Sind Sie müde?" fragte der Kreisrichter, als seine Reisegefährtin sich tiefer in die Ecke lehnte.

„Ein wenig," nickte sie. Sie hielt ihre Augen geschlossen. Aber er wußte nicht, ob sie wirklich schlief.

Morgenwinde wehten kühl zum Fenster herein. Die Sterne ertranken in einem weißlichen Grau. Der Vollmond war nur noch ein blasser Kreis. Schon schossen die ersten rötlichen Strahlen von Osten her über den Himmel.

Die Sonne ging auf.

Und als die Lerchen singend über den Feldern standen, die Dörfer erwachten, das goldne Licht allüberflutend höher stieg, da schien diese Nacht wie etwas Unwirkliches . . . wie ein wunderlicher Traum, der weit zurücklag.

Fern wurden schon die Türme von Posen sichtbar.

Sie machten sich darauf aufmerksam und plauderten darüber . . . eben wie Reisende, die sich getroffen haben und nun vor dem Ziele stehen.

„Ich steige früher aus," sagte sie und zupfte sich vor einem kleinen Spiegel zurecht. „Sie fahren noch bis zum Bahnhof weiter."

Die letzte Viertelstunde stand sie am Fenster, streifte sich die Handschuhe über und blickte auf die Häuser der Vorstadt.

Dann kam das Postgebäude in Sicht. Sie griff nach dem Lederköfferchen und streckte ihm die Hand hin.

„Leben Sie wohl, Herr — —"

Es lag jetzt doch über beiden wie eine leise Beklemmung.

„Nun?" sagte er halb verlegen und hielt ihre Hand. „Was wird es denn nun? Herzog? Landrat? Viehkommissionär? War es nicht noch ein Viertes?"

Sie hob leicht die Schultern. Sie lächelte an ihm vorbei.

„Ich wüßte schon etwas!" Und ohne ihm die Hand zu entziehen: „Als ich klein war, hat mir mein Vater ein deutsches Märchen erzählt. Da war ein Froschkönig, und als die Prinzessin ihn erlöste, sprang ein eiserner Reifen, der um sein Herz geschmiedet war."

Er stutzte und wurde etwas rot.

„Also Froschkönig," rief er kopfschüttelnd. „Man kann wirklich nie wissen, wozu der Mensch noch avanciert."

Der Rumpelkasten kam zum Stillstand. Im Nu war sie draußen. Sie winkte ihm noch einmal zu. Aber noch ehe er den Hut ziehen konnte, war sie im Postgebäude verschwunden.

Der Wagen ging weiter, ohne daß er sie noch einmal zu Gesichte bekommen hätte.

Fast den ganzen Tag fuhr der Kreisrichter dann mit der Bahn auf Berlin zu. Er hatte sich glücklicherweise grade noch einen Fensterplatz sichern können. Da nickte er ein Stündchen ein und dämmerte die übrige Zeit vor sich hin. Menschen kamen und gingen, lachten und stritten, Stationsnamen tönten, Lärm, Rauch, Getümmel — es huschte alles an ihm vorüber. Mittags aß er etwas, zündete sich eine Zigarre an und überlegte sich, daß er nun in wenigen Stunden vor seinem ahnungslosen Jungen stehen würde.

Er malte sich sein Erstaunen aus, kam aber nicht recht weiter. Er wußte nicht, was er ihm eigentlich sagen sollte. Mechanisch griff er nach der Brusttasche, aber der Brief war ja fort. Und mit ihm auch alle Empörung. Er brachte es zu keinem vollen sichern Gefühl mehr. Das beunruhigte ihn. Warum bin ich eigentlich gefahren? fragte er sich ein Mal über das andre.

Er konnte ja am Ende Herrn Brendike aufsuchen. Aber das widerstrebte ihm so heftig, daß er den Gedanken gleich verwarf. So kam er ganz anders in Berlin an, als er es sich in Polajewo vorgestellt hatte. Beinahe zögernd verließ er am alten Ostbahnhof



Feldpost. Auf dem westlichen Kriegsschauplatz aufgenommen von Hofphot. Ebert, Kassel.

den Zug, trug seine Perlentasche selbst zur Droschke und gab dem Kutscher die Adresse auf.

Fritzens Adresse ... irgendwo im Quartier latin, im Studentenviertel lag die Straße, in der sein Junge wohnte.

Das also war Berlin! Diese hohen Häuser, die voll Menschen steckten, diese Trottoirs, auf denen es sich schob und drängte, diese Läden, in denen sich alle Herrlichkeiten der Welt aufbauten, diese Fahrdämme, wo ewig die Wagen rasselten, die Pferdebahnen klingelten, die Ausrufer lärmten ...

Es betäubte ihn fast. Es bedrückte ihn. Er zog unwillkürlich die Perlentasche näher, als hinge an ihr noch ein Stück Heimat, ein Stück Polajewo.

Da kreuzte — dicht vor dem Droschkengaul — ein lachendes Paar die Straße: ein Student, der die bunte Mütze verwegen aufs Ohr gedrückt hatte, und ein blondes Mädel. Als ob sie das Gewühl gar nichts anginge, schoben sie dahin — nur mit sich selbst beschäftigt und vergnügt wie die Spatzen zur Kirschenzeit.

Der Kreisrichter drehte sich noch einmal nach ihnen um. Er hatte plötzlich einen Einfall, der ihn quälte.

Wenn er nun seinem Jungen nicht zu Passe kam ... wenn er vielleicht nicht allein war ...

Er wunderte sich selbst über den Gedanken. Noch vor vierundzwanzig Stunden wäre er sicherlich nicht darauf verfallen. Aber nach einigem Hin und Her tippte er den Kutscher mit dem Stock an und erklärte, er wolle doch lieber in ein nahegelegenes Hotel fahren. Von dort fertigte er einen Boten ab.

Und nun schritt er in dem fremden ungemütlichen Gasthauszimmer auf und nieder, trat ans Fenster und horchte fast mit Herzklopfen, wenn auf der Treppe ein Schritt tönte.

Es war wirklich lächerlich. Herzklopfen, weil er seinen Sohn erwartete!

Aber es ließ sich nicht bemänteln: als der Fritz dann endlich kam, waren sie beide verlegen und redeten um so hastiger, weil sie es voreinander zu verbergen trachteten. „Ist mit Mutter etwas?" war die erste Frage des Jungen, und erst als er darüber beruhigt war, schien ihm eine Ahnung aufzudämmern, daß der Vater vielleicht seinetwegen die Reise gemacht hätte. Da war es kein Kunststück mehr, auch das Warum und Weshalb zu kombinieren ... besonders wenn man kein ganz gutes Gewissen hatte. Eine halbe Unsicherheit kam über den jungen Menschen. Und dahinter wappnete sich ein heimlicher Trotz.

Übrigens sah er gut aus. Durchaus nicht so, als ob er am Verbummeln wäre.

Das freute den Kreisrichter. Und da er von dem Zweck seines Besuches nicht anfing, sprach auch der Junge nicht davon. Sie gingen noch durch die Straßen, sahen sich abends ein leichtes Theaterstück an, saßen sich beim Bier gegenüber und erzählten sich allerlei — natürlich am meisten von zu Hause —, aber die Hauptsache berührten sie nicht. Sie fühlten beide, daß es anders war als sonst, daß da noch etwas zwischen ihnen stand und daß sie im Innersten nicht zusammenkamen.

Am nächsten Vormittag hatte der Fritz natürlich Kolleg, und der Kreisrichter wollte durchaus nicht, daß er es seinetwegen schwänzte. Mittags könne er ihn aus dem Hotel abholen, am Vormittag wolle er sich einmal Berlin auf eigene Faust besehen. Auch von Geschäften murmelte er etwas.

So schlenderte er also am folgenden Morgen zwecklos und allein durch die Hauptstadt. Zuerst machte ihm das Leben und Treiben viel Spaß, aber als sich immer neue Straßenzüge vor ihm öffneten, immer neue Menschen eilig und achtlos an ihm vorüberströmten, die Kette der Fuhrwerke nicht abriß und der Verkehr immer mächtiger wuchs, fühlte er sich von Augenblick zu Augenblick verlorener.

Wie kann man hier wohnen? dachte er fassungslos.

Und plötzlich schwoll übermächtig eine unstillbare Sehnsucht in ihm auf — eine Sehnsucht nach seinem alten Heime in Polajewo, nach den stillen Straßen, durch die immer dieselben Menschen gingen, nach seinem Bureau, nach seiner Frau, die den Mund beim Schlafen stets ein wenig offen hatte und der das graue Zöpfchen hinterm Ohr vorguckte.

Ich will nach Hause, sagte er sich immer von neuem.

Es war ihm, als wäre er schon eine Ewigkeit fort, als lägen zwischen seiner Abfahrt und jetzt große Erlebnisse und Schicksale, als käme er verändert in seine Heimat zurück.

Wie wenn er mit einem Male ein Ziel hätte, eilte er durch die Straßen. Keinen Blick hatte er mehr für die prunkvollen Läden, die hohen Häuser, die vorüberflutenden Menschen. Nur ein Gedanke lebte in ihm: nach Hause!

Als kurz nach Zwölf sein Junge ins Hotel kam, um ihn abzuholen, stand die Perlentasche schon gepackt, und wenn er sich etwas beeilte, konnte er grade noch den Mittagszug erwischen.

Kopfschüttelnd saß der Fritz in der Droschke neben ihm, kopfschüttelnd besorgte er ihm das Billett nach Posen, kopfschüttelnd begleitete er ihn zum Coupé.

Aber als sie nun die letzten Minuten nebeneinander standen, fiel es dem Kreisrichter doch aufs Herz, daß über den eigentlichen Zweck seiner Reise noch kein Wort gefallen war. Da hüstelte er, druckste, wickelte sich verlegen die Uhrkette um den Finger und sagte:

„Eigentlich hatte ich auch noch mit dir reden wollen, Fritz. Ich habe da so einen dummen Brief gekriegt. Was du hier treibst. Und so weiter. Du wirst dir's ja denken können. — Na, und da wollte ich . . . wollte ich auch mal mit dir sprechen. Ich will mich ja da nicht 'reinmischen. Du bist ja ein erwachsener Mensch. Und man war ja auch einmal jung. Nur . . . daß du Mutter und mir keinen Kummer machst . . . Daß du immer weißt, wie weit du gehn kannst . . . daß du . . . daß du . . .“

Er verholperte und verhaspelte sich nun doch.

„Du verstehst schon,“ sagte er etwas verlegen und streckte dem Sohne die Hand hin.

Im ersten Augenblick war der Junge etwas steif geworden. Aha! dachte er, während sein Gesicht bereit schien, sich in Trotz zu verhärten. Doch dann hörte er zu, sah auf, schien es erst gar nicht glauben zu wollen und blickte, während ein feines Rot seine Stirn färbte, seinem alten Herrn in die Augen.

Ein Zucken und Zittern lief durch seine Gestalt.

„Vater,“ sagte er nur und ergriff die dargebotene Hand. Er drückte sie, er quetschte sie, er schien sie zerpressen zu wollen.

„Vater!“

Das hieß: Ihr braucht keine Sorge zu haben! Das hieß: Ich weiß schon, was ich tue, und mache euch keine Schande! Das hieß: Ich danke dir für jedes Wort!

Und plötzlich nahm der große Bengel seinen alten Herrn beim Kopfe und drückte ihm seine jungen Lippen wie ein Siegel auf den Mund.

Sprang da noch einmal ein Reifen, der das Herz umschmiedet gehalten hatte?

„Na ja, mein Junge . . . na ja, mein Junge,“ konnte der Kreisrichter nur sagen und klopfte ihm immer wieder auf die Schulter.

Er fühlte, daß ihm nicht nur sein Kind näher war als jemals, sondern daß er heut in ihm einen Freund gewonnen hatte.

Auf der ganzen Rückreise wärmte ihn das.

Es war eine kuriose Geschichte: zu einer Rachefahrt war er ausgefahren, und zwei Küsse brachte er heim.

Der zweite — das war der richtige. Doch hätte er ihn bekommen, wenn er nicht vorher den ersten geschmeckt hätte?

Einen Augenblick dachte er an seine Reisegefährtin. Mit einem wunderlichen Gefühl sah er aus dem Fenster, als zwischen den Waldbäumen der große See von Murowana auftauchte. Traumhaft wich das alles, was er hier erlebt hatte, zurück. Diese Fremde — was war sie? Hatte sie nur mit ihm ein bißchen gespielt? Nur den Triumph kosten wollen, ihm den Brief zu entringen? Nur die langweilige Fahrt sich selbst durch ein kleines Abenteuer verkürzt?

Es war gleichgültig. Er war ihr dankbar. Er dachte in Glück und Wärme an sie zurück.

Doch ihr Gesicht zerfloß ihm heimlich. Er konnte es nicht mehr zu fester Form zwingen.

Und als er später einmal, zu Hause, in seinem alten lieben Kreise, durch Zufall das zerblätterte Märchenbuch seiner Kinder in die Hand bekam, machte er eine Entdeckung. Der Froschkönig war ja von der Prinzessin gar nicht durch einen Kuß erlöst worden, sondern auf viel handgreiflichere Weise, und nicht ihm, sondern seinem Diener, dem treuen Heinrich, waren die eisernen Bande vom Herzen gesprungen.

Da schüttelte der Kreisrichter Krüger lächelnd den Kopf.

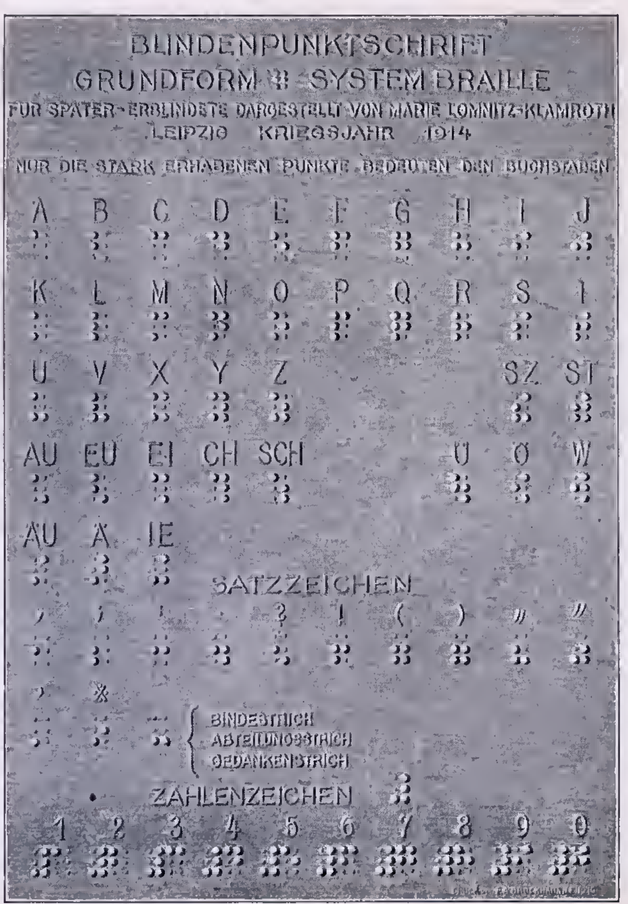
Er hatte es ja gleich gesagt: Die Frauenzimmerchen mußten alles ein bißchen verdrehn. Eher waren sie nicht glücklich!

Leipzig, die Bücherzentrale auch für Blinde.

Von Museumsdirektor Dr. Schramm, Leipzig.

Mit sechs Abbildungen.

Es ist eine große Zeit, die wir durchleben, eine Zeit, die Kräfte weckt und ans Tageslicht gebracht hat, deren Vorhandensein wir nur ahnten, aber in dieser Größe nicht kannten. Mit Staunen haben wir die exakte und bis ins kleinste funktionierende Mobilmachung sich vollziehen sehen; mit Bewunderung und Stolz haben wir die Taten unserer Feldgrauen verfolgt; fast unfaßbar erscheint uns gar oft, was die Kriegschirurgie leistet; mit Freude können wir aber auch konstatieren, daß Bewundernswertes hinter der Front geschaffen wird. Das bürgerliche Leben geht nicht nur seinen gewohnten alltäglichen Gang, nein, die hinter der Front stehen, haben den Mut und die Kraft, vor dem Kriege Begonnenes zu vollenden und Neues ins Leben zu rufen. Unter den Städten, die in dieser Richtung nicht rasten noch rosten, ist die Buchhändlerstadt Leipzig in allererster Linie zu nennen. Dort wird der Bau des gewaltigen Hauptbahnhofs trotz des schweren Krieges so weit gefördert, daß er seiner Vollendung entgegensieht; dort wird in kurzem die großzügig angelegte Taubstummenanstalt eröffnet werden können; und draußen am Völkerschlachtdenkmal sieht der Besucher linker Hand ein neues Schulgebäude erstehen und vor sich den Neubau der Deutschen Bücherei, beides Bauten, die ebenfalls ihrer Vollendung entgegengehen. Und auf dem ehematigen Gelände der Internationalen Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik, die durch den jäh entbrannten Weltkrieg so sehr gestört, in ihren bleibenden Werten aber nicht zerstört worden ist, haben die Leipziger ein neues großes Museum, das Deutsche Buchgewerbe- und Schriftmuseum, mitten im Kriegslärm eröffnen können, von dem bereits weitere Anregungen und Neugründungen wie die Deutsche Bibliotheks- und Museums-Schule ausgehen, die ebenfalls demnächst ins Leben treten soll. Bescheiden, jedoch kraftvoll und in sich geschlossen, steht als Zeuge langjähriger liebevoller und uneigennütziger Arbeit in diesem Museum aber eine Abteilung dem Besucher gegenüber, die jetzt durch den schrecklichen Weltkrieg mehr in den Mittelpunkt des Interesses gerückt wird und nun ihre volle Bedeutung erlangt hat: Die Abteilung „Blindenschrift und Blindendruck".



Blindenschrift für später Erblindete.

Leipzig war von jeher eine der hervorragendsten Stätten des Blindenschriftwesens gewesen. Bereits im Jahr 1894 wurde dort der „Verein zur Beschaffung von Hochdruckschriften für Blinde" gegründet, der sich die hohe Aufgabe stellte, Blindenliteratur zu beschaffen und sie allen Blinden des engeren und weiteren Vaterlandes ohne Unterschied des Standes und der Religion unentgeltlich zugänglich zu machen. So entstand die „Zentralbibliothek für Blinde zu Leipzig", die im Jahr 1901 in Marie Lomnitz-Klamroth eine ebenso energische als sachverständige Leiterin erhielt, die sie auf eine Höhe gebracht hat, daß sie heute in mehr als einer Beziehung als Zentrale des Blindenbücherwesens gelten darf. Die Zentralbibliothek enthält die historischen Grundlagen für die Geschichte der Blindenschrift und des Blindendruckes, sie enthält für die Blinden eine reiche, gut ausgewählte Punktschrift-Literatur, was aber das Wichtigste ist: sie wird nach einem festgefügten, bis ins einzelne durchdachten und praktisch ausprobierten System in Beziehung auf Schrift und Druck fortgeführt und vermehrt; ja ihre Leiterin gibt Anregun-



Schillers „Braut von Messina“ in einem in Blindenschrift hergestellten Bande, daneben dasselbe Drama in einem Bändchen aus Reclams Universal-Bibliothek.

gen für Beschreibstoff und Schreibwerkzeug, für Schreib- und Druckmaschinen, selbst für eine Blindendruck-Schnellpresse, wie sie eben nur jemand geben kann, der nicht vom Wohltätigkeitsstandpunkt aus für Blinde arbeitet, sondern in unermüdlicher Kulturarbeit der Praxis Schritt um Schritt eine Verbesserung nach der anderen abringt.

Lesen und Schreiben ermöglichen uns Sehenden die Teilnahme am geistigen Leben der Umwelt; nach einer für Blinde les- und schreibbaren Schrift haben geistig regsame Blinde deshalb schon vor Jahrhunderten gesucht. Wie die Schrift der Sehenden, so hat die Blindenschrift in verschiedenen Notbehelfen ihre Vorstufen gehabt. Pappblättchen mit Buchstaben ließ sich eine blinde Dame schneiden und in einem Fächerkasten genau ordnen; „schrieb sie einen Brief“, so zog sie die nötigen Buchstaben nacheinander auf einen Faden auf, die der Empfänger dann, wenn er sie beim Abnehmen aneinander reihte, lesen konnte. Ein unter dem Namen „blinder Jakob“ bekannter Schäfer verfuhr in ähnlicher Weise, nur daß er Holzstäbe sich fertigte und darauf Einkerbungen vornahm. Erst Ende des 18. Jahrhunderts kam man, wie die Blindenabteilung im Deutschen Buchgewerbe- und Schriftmuseum zeigt, auf die erhabene Schrift und den Prägedruck, der den Blinden durch Abtasten mit den Fingern die eigentliche Möglichkeit des Lesens gab. Freilich die erhabenen Buchstaben des lateinischen Alphabets oder auch solche in anderer Form waren bei ihren oft feinen Unterschieden keineswegs leicht zu lesen, wenn auch geistig sehr regsame Blinde wie Lesueur, den unser Bild S. 995 zeigt, mit bewunderuswerter Schnelligkeit lesen und schreiben konnten. Das Tastgefühl des lesenden Fingers brauchte noch etwas Fühlbareres, schneller Erfaßbares, und das brachte erst die Punktschrift, die heute allgemein angenommen ist.

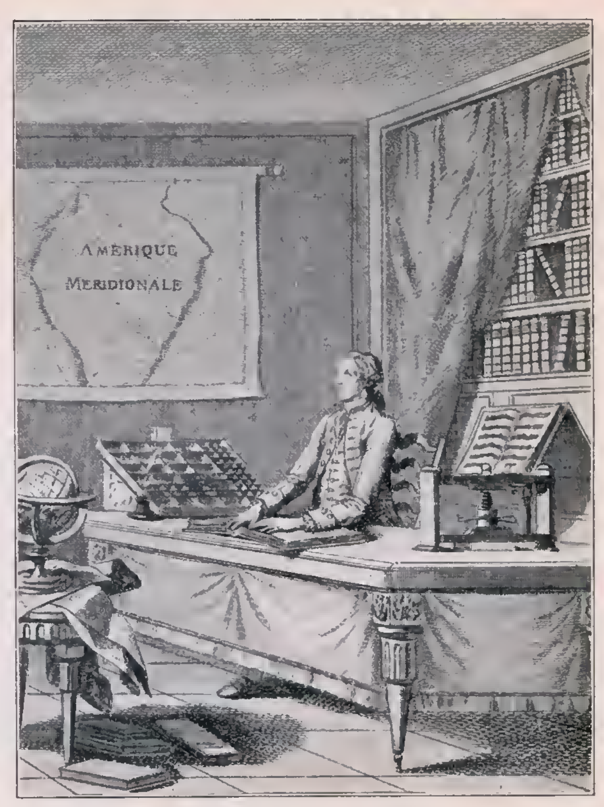
Der Gedanke der Punktschrift wurde zuerst von Charles Barbier, der von 1767—1841 lebte, angeregt und in seinem „fonographischen“ Alphabet ausgebaut, das aber noch zu kompliziert und sowohl für das Schreiben wie für das Lesen zu schwierig war. Die heute allgemein übliche Punktschrift geht auf Louis Braille, geboren am 4. Januar 1809 zu Couporai, zurück, nach dem die Blindenschrift unserer Tage auch kurz „Braille-Schrift“ heißt. Er vereinfachte das System von Barbier und schuf ein in seiner Einfachheit geradezu bewunderuswertes Punktsystem, dessen Grundform drei Punkte in der Höhe und zwei Punkte in der Breite sind. Auf sein System einigte sich bald der größte Teil der Blindenwelt, und dieses ist auch infolge seiner überraschenden Einfachheit und Konsequenz wohl kaum einer wesentlichen Verbesserung fähig, so daß die Gefahr einer Systemzersplitterung, wie es, Gott sei's geklagt, bei der Stenographie in solch großem Umfang der Fall ist, so gut wie ausgeschlossen erscheint.



In der Leipziger Zentralbibliothek für Blinde: Eine Blinde beim Lesen.

Die Blindenschrift war erfunden; nun konnten die Blinden schreiben und Geschriebenes wieder lesen, nun konnte man aber vor allem an die Schaffung von Blindenliteratur herangehen, was auch da und dort geschehen ist. Bescheiden fing man

auch in Leipzig im „Verein zur Beschaffung von Hochdruckschriften für Blinde“ an, eine Bibliothek zu schaffen. Achtunddreißig Bände wurden von einem hochherzigen Leipziger Bürger als Grundstock für diese Bibliothek geschenkt; von Zeit zu Zeit wurden Werke, die in Blindendruck erschienen, angekauft; eine Anzahl handschriftlich hergestellter Werke wurde zur Vermehrung gestiftet, so daß zu Anfang des Jahres 1901 die Bibliothek auf 346 Bände angewachsen war. Mit diesem Zeitpunkt übernahm Marie Lomnitz-Klamroth die Leitung derselben, und damit tritt nach kurzer Zeit Leipzig mit in die vorderste Reihe, bis es dank der unermüdlichen und fachmännischen Arbeit ihrer Leiterin heute wohl unwidersprochen die Zentrale für alles Blindenbücherwesen geworden ist. Qualitativ und quantitativ entwickelt sich jetzt die Bibliothek, die heute rund 4000 Bände zählt. Marie Lomnitz schlug sofort neue Wege ein, um eine schnellere Entwicklung der Bibliothek zu erreichen; sie gründete eine „Abschreibergruppe“, indem sie in unserem „Universum“ im Jahr 1901 einen „Aufruf“ veröffentlichte, auf den hin sich eine größere Anzahl Damen und Herren zur Mitarbeit meldete. Bis heute zählt ihre Mitarbeitergruppe nahezu 300 Personen, die ausnahmslos auf schriftlichem oder mündlichem Wege von Marie Lomnitz selbst die Punktschrift erlernt haben, die in richtiger Erkenntnis des Satzes: „Um ein Buch in Punktschrift herstellen zu können, dazu gehört wahrlich mehr als nur die Kenntnis des Alphabets“, keine dilettantischen Mitarbeiter heranziehen wollte, sondern nur solche, die das Beste schaffen konnten, wenn sie ihr System befolgten, das korrekte Herstellung der Schrift, sachgemäß ausgeführte Korrektur, die Benutzung des tauglichen Papiers und dessen richtige Behandlung, kurz eine in jeder Beziehung tadellose Ausführung fordert und dabei erfreulicherweise sogar die Ästhetik des Buches berücksichtigt, eine Unsumme von Momenten, die meist nicht bedacht und daher an so vielen Orten zu schlecht oder minder gut ausgeführter Blindenliteratur geführt haben. Willkürlich hergestellte Bücher nimmt die Zentralbibliothek mit ihren heutigen gesteigerten Anforderungen, die sie an die Mitarbeiter stellt, auch als Schenkungen nicht mehr an. Neben die Abschreibergruppe für Sehende trat bald eine Abschreibergruppe für Nichtsehende in- und außerhalb Leipzigs; diese Einrichtung hatte den großen Vorzug, daß nicht nur den Blinden dadurch Nebenerwerb geschaffen wurde, sondern der Blinde selbst, der nach Diktat arbeitet, zur Mitarbeit und zur Schaffung von Originalen herangezogen wurde, eine Arbeit, die ihn mit mehr Befriedigung erfüllen muß, als das bloße Kopieren unbrauchbar gewordener längst übertragener Werke.



Der Blinde François Le Sueur beim Lesen. Le Sueur hat durch die Einführung der Blindenschrift und durch den Unterricht, den er blinden Kindern erteilte, bahnbrechend auf dem Gebiet der Blindenfürsorge gewirkt.

Genügten schon diese Tatsachen, um Leipzig in der Blindenbücherwelt an erste Stelle zu rücken, so ruhte die nimmermüde Leiterin der „Deutschen Zentralbibliothek“ doch nicht, um alles, was der Herstellung von Blindenbüchern erforderlich sein konnte, auch zu benutzen. Neben



Eine blinde Maschinenschreiberin bei der Arbeit. Rechts Blindendruckpresse.



Blindenausstellung im Buchgewerbemuseum zu Leipzig.

den Schreibtafeln zog sie deshalb die Blindenschreibmaschine heran, für deren sachgemäße Ausgestaltung sie wertvolle Anregungen gab. Fieberhaft wurde nun gearbeitet, so daß Leipzig bald im Besitz von handschriftlich hergestellter Blindenliteratur war, die kein anderer Ort in dieser Zahl aufweisen konnte; $^{7}/_{10}$ ihrer Literatur ist handschriftlich hergestellt. Die Bibel und Teile derselben, biblische Geschichte, erbauliche Literatur, Unterhaltungsschriften, Sagen, Märchen und Fabeln, Gedichte, Anthologien, Geschichtswerke, Lebensbeschreibungen, Memoiren, literaturgeschichtliche Werke, dramatische Werke, fast alle Klassiker, darunter Schiller und Goethe fast vollständig, Erd- und Reisebeschreibungen, populärwissenschaftliche Abhandlungen, Unterrichtsbücher, Operntexte, musikwissenschaftliche Werke, Musikalien, Jugendschriften usw. enthält heute die reichhaltige Bibliothek. Nicht genug damit: auch wissenschaftliche oder fremdsprachliche Werke wurden geschaffen, soweit sie den Blinden nützen oder ihnen dienlich sein konnten. Lateinische, französische und englische Schulgrammatiken entstanden, Homers Odyssee im Urtext liegt vor, ebenso das Nibelungen-Lied. Selbst das „Bürgerliche Gesetzbuch" fehlt nicht. Rastlos geht es vorwärts, keine Pause tritt ein. So liegen heute Bücher wie „Deutschland im Weltkrieg 1914 und 1915", Sven Hedins „Ein Volk in Waffen", Houston Steward Chamberlains „Kriegsaufsätze" und dessen „Neue Kriegsaufsätze", Haeckels Werk „Englands Blutschuld am Weltkriege", Böers „Generalfeldmarschall v. Hindenburg" und noch manches andere auf den Weltkrieg bezügliche Werk in Blindenschrift vor.

Mit herzlichem Dank muß schließlich die Tatsache konstatiert werden, daß Leipzig nicht nur der Blindenschrift in handschriftlicher Herstellung, sondern auch der Blindenschrift im Druck seine größte Aufmerksamkeit zugewendet hat. Nichts ist unbeachtet geblieben; bis ins einzelne ist Marie Lomnitz den verschiedenen, für die richtige Herstellung der Punktschrift nötigen und beachtlichen Dingen nachgegangen. Möglichst gute und deutliche Schrift auf geeignetem und durchaus sachgemäß behandeltem Papier mit tunlichst sachgemäß ausgeführten Korrekturen war nötig, um den Blinden die Möglichkeit zu schaffen, ohne zu ermüden, lange hintereinander zu lesen. So ist heute die Leipziger Blindendruckerei, die mit der Zentralbibliothek vereinigt ist, eine Stätte ernster und ersprießlicher Arbeit geworden. Bei einer solchen intensiven Arbeit ist es erklärlich, daß der Gedanke einer Blindendruckschnellpresse, die bedeutend schnellere Herstellung von Büchern ermöglicht, in Leipzig seit längeren Jahren erwogen und unter Mithilfe von Marie Lomnitz Versuche in dieser Beziehung angestellt worden sind, die bereits zu einem recht befriedigenden Ergebnis geführt haben und vielleicht, wenn nicht Geldmangel hemmend auf die Arbeiten gewirkt hätte, schon jetzt zum Ziele geführt hätten. Nicht unerwähnt soll schließlich bleiben, daß Leipzig auch bereits eine Spezialbuchbinderei für Blindenschriften (Hermann Schötz) besitzt, eine Tatsache, die von dem, der eingeweiht ist, ebenfalls mit Dank begrüßt werden wird.

Eine Bibliothek, die so wie die „Deutsche Zentralbibliothek für Blinde in Leipzig" bis ins kleinste von liebevoller, fachmännischer und zielbewußter Hand geleitet wird und nur das Beste zu schaffen bemüht ist, muß mit innerer Notwendigkeit prozentual die gelesenste Bibliothek sein! Dies zeigt jedem deutlich die Tatsache, daß 1903 624 Bände, 1913 aber 3278 Bände ausgeliehen wurden.

Der Weltkrieg hat leider die große Blindenschar, die nach der letzten Zählung 34000 Köpfe umfaßt, um Hunderte von Mitgliedern bereits heute vermehrt. Auch ihnen, unseren erblindeten Kriegern, hat Marie Lomnitz sofort Rechnung getragen, indem sie speziell für sie ein Kriegsblindenalphabet schuf. Später Erblindeten macht es beim ersten Versuch vielfach Schwierigkeiten, die Punktschrift in ihrer natürlichen Größe zu erfassen; das Kriegsblindenblatt, das unsere Abbildung zeigt und das von

der Firma F. A. Brockhaus hergestellt wurde, mit seinen stark erhabenen und wesentlich vergrößerten Punkten erleichtert sehr die Vermittlung des „Buchstabenbildes", wofür wir der „Deutschen Zentralbibliothek für Blinde" in Leipzig äußerst dankbar zu sein alle Ursache haben.

So ist in Leipzig alles in bester Entwicklung, und doch kann diese dankenswerte Entwicklung, die sich der Staatshilfe erfreut, noch in mehr als einer Beziehung unterstützt werden. Tritt die Deutsche Zentralbibliothek, beziehungsweise ihre Druckerei, an euch Verleger heran und bittet um die Erlaubnis, ein gutes, in eurem Verlage erschienenes Werk in Punktschrift nachdrucken und unter den Blinden verbreiten zu dürfen, so sagt nicht „nein", sondern gebt die Erlaubnis freudig und laßt in diesem Falle, wo kein Geld damit verdient werden kann, oder wenn es in geringem Maße der Fall sein sollte, wieder der Blindensache zugute kommt, nicht prinzipielle Bedenken Platz greifen! Habt ihr aber die Erlaubnis zum Nachdruck in Blindenschrift bereits jemand erteilt, so verständigt den später Bittenden, damit nicht unnötigerweise der teure Blindendruck doppelt hergestellt wird. Und die Reichspost, auch sie kann hier helfen. Der Umfang der Blindenbücher ist, wie es in der Natur der Sache liegt, ein ganz enormer. Unser Bild S. 994 zeigt Schillers Drama „Die Braut von Messina" aus Reclams Universal-Bibliothek und die Übertragung desselben in Punktdruck für Blinde. Hier ein kleines Bändchen, dort ein großer Foliant, der natürlich beim Verschicken ein Postpaket ausmacht, das 50 Pfg. oder noch mehr Porto kostet, so daß viele Blinde, die den ärmeren Klassen angehören, wenn sie das Übersenden selbst zahlen sollen, so gut wie ausgeschlossen sind von dem Leihverkehr der Bibliothek, oder wenn diese das Porto bezahlen soll, ihr Etat unverhältnismäßig belastet wird. Wohl ist die Reichspostverwaltung bereits im Jahre 1913 insofern entgegengekommen, als sie Portoermäßigung für Blindenbücher einführte, die aber nur zum kleinsten Teil ausgenützt werden kann, da die Bücher in der vorgeschriebenen Drucksachenverpackung zu sehr leiden. Sollte es nicht möglich sein, daß Blindendrucke vollständig portofrei befördert werden, wenigstens für unsere Kriegsblinden? Und ihr, die ihr mit irdischen Gütern reichlicher gesegnet seid, könntet ihr, obwohl so vielfach an euch in der jetzigen Zeit mit der Bitte um Unterstützung herangetreten wird, nicht doch noch auch hier helfend einspringen, damit recht bald eine Blindendruckschnellpresse, deren Kosten sich auf etwa 10000 Mark belaufen, in Leipzig in Tätigkeit treten und die so dringend erwünschte schnellere Beschaffung von Blindendruckschriften ermöglicht werden kann! Unsere Zeit ist so groß, so opferfreudig, so erhebend, daß auch diese Wünsche über kurz oder lang in Erfüllung gehen dürften. Und wenn dann des Krieges Stürme vorüber sind, wenn der Friede wieder eingetreten ist, wird als bleibende Stätte der geistigen Weiterbildung unserer Blinden die „Deutsche Zentralbibliothek für Blinde" sich kräftig weiter entwickeln können, unserem deutschen Vaterlande und der Bücherstadt Leipzig zur Ehre!

Ein Feldlazarett für Pferde.

Von Dr. Alfred Gradenwitz. (Mit fünf Abbildungen.)

Nie hat das Pferd, das unser Maschinenzeitalter schon fast in die Rumpelkammer werfen wollte, eine so glänzende Rechtfertigung erlebt wie im gegenwärtigen Kriege. Nie in der Weltgeschichte wurden Pferde in so ungeheurer Zahl — Hunderttausende, wenn nicht Millionen — aufgeboten; noch nie konnte unser alter, treuer, neuerdings so mißachteter Gefährte uns so vielseitig nützlich sein. Neben den Millionenheeren, die einander auf den Schlachtfeldern begegnen, stehen kaum minder zahlreiche Pferdescharen, und die für die ersteren erforderlichen



Pferdefürsorge im Krieg: Koppel für Stuten und Fohlen.



Die Salvarsanbehandlung von brustseuchekranken Pferden.

Vorkehrungen sind in gewissem Maße auch für sie nicht zu entbehren. Dies gilt in erster Reihe von dem Sanitätsdienst, ohne den ein moderner Krieg undenkbar wäre; auch für die Kavallerie- und Transportpferde ist eine derartige Einrichtung erforderlich, um das Ausbrechen von Seuchen zu verhindern und kranke und verwundete Tiere nach Möglichkeit wieder dienstfähig zu machen.

Zum erstenmal aber sind in diesem Kriege eigentliche Pferdelazarette geschaffen worden, und es wird unsere Leser sicherlich interessieren, von der Tätigkeit dieser Anstalten Näheres zu hören. Was wir ihnen im folgenden sagen, verdanken wir im wesentlichen den Mitteilungen von Major v. Papen und Stabsveterinär Ohm, den Leitern des Insterburger Pferdelazaretts, dem auch unsere Bilder entstammen.

Als diese Anstalt Ende November 1914 ins Leben gerufen wurde, erhielt sie eine Kaserne zugewiesen, die kurz vorher ostpreußischen Flüchtlingen zum Aufenthalt gedient und auch die kurze Russenzeit mit ihren Verwüstungen durchgemacht hatte. Sie befand sich daher in entsetzlichster Verwahrlosung, und umfangreiche Aufräumungsarbeiten — mit Hilfe russischer Kriegsgefangener — waren zunächst erforderlich. Als alles fertig war, wurden folgende einzelne Abteilungen geschaffen:

1. Ein Aufnahmestall für etwa 60 Pferde, in dem sämtliche von der Front kommenden Patienten bis zu ihrer Aufnahme in die betreffende Krankenabteilung verbleiben. Hier werden sie der Malleinprobe (auf Rotz) unterworfen; dann werden ihnen Blutproben entnommen und die Ergebnisse hier abgewartet.

2. Ein Stall für Brustseuchepatienten, die nach dem Vorgang des Stabsveterinärs Rips jetzt so erfolgreich mit Salvarsan behandelt werden. Da Brustseuche zurzeit nicht herrscht, kann dieser für 80 Pferde Raum bietende Stall jetzt für chirurgische Patienten verwandt werden.

3. Ein Schuppen, dessen einzelne Stallabteilungen für rotzkranke, rotzverdächtige und räudige Pferde bestimmt sind.

4. Drei Ställe für äußere Patienten, von denen zwei je 140 und einer 80 Pferde faßt.

5. Ein Stall für Offizierspferde, tragende Stuten und Stuten mit Fohlen, sowie für geheilte Patienten.

Zu den Baulichkeiten gehören auch drei Reitbahnen, von denen die eine zu Hilfe genommen wird, wenn der Aufnahmestall für die ankommenden Patienten nicht ausreicht; die beiden anderen werden bei schlechtem Wetter zum Reiten und Bewegen von gesunden Pferden benutzt. Ferner sind noch zu erwähnen die Beschlagschmiede, die Schreibstube für den leitenden Stabsveterinär, ein Zimmer für die Apotheke und eins für das Laboratorium.

Außer dem leitenden Stabsveterinär besteht das Personal aus drei Veterinären und zwei Feldunterveterinären. Jedem Veterinär sind zwei Heilgehilfen und ein Beschlagschmied zur Hilfeleistung beigegeben, und auf jeden Veterinär und Feldunterveterinär kommen 100 Patienten und mehr.

Der gesamte Betrieb wird ständig von dem Leiter überwacht; dieser besichtigt jeden Tag die Patienten eines Stalles, so daß sämtliche Pferde einmal in der Woche untersucht werden. Hierbei wird besonders die Huf- und Beinpflege revidiert, das Vorhandensein ansteckender Krankheiten kontrolliert und über das Aus-



Den voraussichtlich für längere Zeit im Lazarett verbleibenden Pferden werden die Hufeisen abgenommen.

rangieren geheilter Pferde entschieden. Auch dafür, daß in den Ställen die für den Gesundheitszustand so wichtige Reinlichkeit herrscht, und daß überall dort, wo es not tut, desinfiziert wird, sorgt natürlich der leitende Tierarzt. Rotzige Pferde werden sofort getötet und seziert, rotzverdächtige isoliert und wiederholten Blut- und Mallein-Proben unterworfen. An einer unheilbaren äußeren Krankheit leidende Tiere werden, falls sie fieberfrei sind, an den Roßschlächter abgegeben, sonst werden sie getötet und dem Abdecker überwiesen. Neben jedem Pferde ist eine Tafel mit der Aufnahmenummer und Angabe der Krankheit angebracht.



Operierte Widerristschäden.

Die geheilten Pferde kommen in einen eigenen Stall, wo sie besonders gut gefüttert und gepflegt werden. Sie sind daher nach ihrer Entlassung sofort imstande, auch schweren Dienst wieder aufzunehmen. Tieren, die aller Voraussicht nach längere Zeit im Lazarett bleiben müssen, werden die Hufeisen abgenommen; sie werden nach Bedarf täglich bewegt. Tragende Stuten sowie Stuten mit Fohlen und erholungsbedürftige Pferde halten sich auf einer Wiese neben dem Lazarett täglich längere Zeit im Freien auf. Stark abgemagerte Tiere werden ausgiebig mit gequetschtem Hafer gefüttert.

Durch die erwähnten Vorsichtsmaßregeln konnte die gefürchtete Rotzkrankheit vom Lazarett ferngehalten werden.

Bis Ende Mai waren 1995 Pferde eingeliefert worden; von diesen wurden 973 als geheilt entlassen und zur Truppe abgegeben, 103 wurden wegen Rotz getötet und 128 an den Roßschlächter verkauft, 92 Patienten starben oder wurden wegen unheilbarer äußerer Leiden mit Fieber getötet, 49 wurden an andere Depots und 12 (tragende Stuten) an die Landwirtschaftskammer abgegeben, 81 wurden an Landwirte verkauft, und der Bestand betrug Ende Mai 555 Pferde.

An den im Lazarett behandelten Patienten wurden zahlreiche mehr oder weniger eingreifende Operationen vorgenommen, bei denen überaus human verfahren wurde: die Patienten wurden entweder mit Chloralhydrat narkotisiert oder durch Einspritzen einer Lösung von Kokain-Adrenalin örtlich unempfindlich gemacht. Pferde, die nicht im Stehen operiert werden konnten, wurden in das Wurfzeug gelegt.

Durch die segensreiche Tätigkeit des Lazaretts und anderer ähnlicher Anstalten werden große Mengen Pferde, die sonst einem frühzeitigen Tode von der Hand des Abdeckers oder durch die erlösende Kugel verfallen wären, dem Heere erhalten. Hierdurch wird aber die Schlagfertigkeit der Truppen erhöht, und für den Staat werden sehr bedeutende Werte gespart. Nicht zu unterschätzen ist auch der Umstand, daß die in den Lazaretten gesammelte Erfahrung den Tierärzten später zustatten kommen muß.



Ein operiertes Pferd im Wurfzeug.



Der diebische Klabautermann.

Eine lustige Seemannsgeschichte. Von Paul Kapp.



Die Sonne meinte es zu gut: sie strahlte vom wolkenlosen Himmel, daß ihr Glitzern auf dem Wasser das Auge blendete. Der Wind war beinahe eingeschlafen. Eine sanfte Brise vermochte kaum die buntgeflickten Segel zu füllen und den Schoner vorwärts zu treiben. Er lief mit knapp drei Knoten Fahrt durch das ruhige Wasser.

Das Deck war wie ausgestorben. Der Matrose Jahn stand am Steuer und blinzelte schlaftrunken vor sich hin. Seine weitere Tätigkeit bestand darin, daß er abwechselnd das Priemchen von Backbord nach Steuerbord und dann wieder von Steuerbord nach Backbord hinüberschob. Der Steuermann half unten in der Kajüte dem Kapitän beim Nichtstun. Ihre beliebteste Beschäftigung, das Grogtrinken, hatten sie infolge der Hitze einstellen müssen. Trotzdem waren sie in lebhafter Unterhaltung.

Der Kapitän, ein älterer Mann mit rotem, gutmütigem Gesicht, schlug ärgerlich auf den Tisch.

„Dat ick bestahlen war, hew ick all lang merkt. Dat Rackertüg brukt Afweßlung; 't weet sich vun Öwermand nich to laten."

„Dat is all so," stimmte der Steuermann bei. „Aberst ick hew Ehnen jo ümmer seggt, Se sülln de Kajüt tosluten, wenn Se an Deck gahn."

„Dau ick dat nich?" rief der Kapitän. „Dat geiht rein nich mit rechte Ding to. Nich ut de Kajüt, ut de Spieskammer verswindt mi allens."

„J — da sall doch der Dunner! Wie is denn dat?"

„Nu seggen Se mal! Un keinwerein kann in de Spieskammer rin, hei mutt ierst dör mien Kajüt. Un de hew ick tosluten, wenn 'ck nich binnen si. Se köhnen mi glöwen, dat de Kierls nu wedder sitten un sick tratteern vun de Ding, wo's mi stahlen hebben. Kohmen Se bloß mal mit!"

Er ging mit dem Steuermann bis in die Nähe des Logis, wo die übrige Mannschaft beisammen saß. Kurz vor der Logistüre blieb er stehn und wandte sich halblaut an seinen Begleiter.

„Nu rüken Se bloß mal, Stüermann! Dat's doch mien Tobak. So rükt doch nich de Knaster, wo de Lüd sunst roken. Wat se dor unnen supen un freeten, kriegen wi jo nich to seihn, wenn wi dahl gohn; dat hebben se doch versteken." Er ging zur Kajüte zurück. „Aberst lohmen Se man! Jck krieg dat Taleltüg all noch. Un denn geiht 't se bannig slecht."

Beide verschwanden unter Deck. Und Jahn, der schon befürchtet hatte, er werde das verabredete Warnungszeichen geben müssen, wandte sich beruhigt wieder seiner monotonen Beschäftigung zu. „Pah!" brummte er. „Wat geiht 't mi an!" Er klemmte das Steuerruder fest und setzte seine Pfeife in Brand. „Dat is all so. De ein hett de Arbeid un de anner dat Vergnäugen."

Der letztere Gedanke galt der Mannschaft, die sich im Logis vergnügte. Die Leute hatten infolge der totalen Windstille rein nichts zu tun und durften den Sonntagnachmittag feiern. Clas lag rücklings auf einer Kiste, hatte die Beine hochgezogen und rauchte, gleich den anderen, aus einer kurzen Pfeife.

„Een ganz vermosten Tobak," ließ sich jetzt Clas vernehmen. „Dor lett sick nix nich seggen. Schad man, dat ji 'n so verprassen."

Hein wandte ihm einen kleinen Teil des Gesichts zu. „Na wullst 'n wo alleen roken? Det wier di to paß. Heft di so schonst veel-to veel nahmen."

„'t is mien Jdee."

„Dunn hahl di miehr."

„Dortau is Albertchen dor."

„Jck go nich miehr," sagte der Schiffsjunge, der in einer Ecke saß und trübselig einen harten Zwieback kaute.

Clas machte eine halbe Wendung und sah den Jungen drohend an. „J wat, mien Söhn? Du geihst nich miehr?"

„Nee," entgegnete der Junge störrisch. „Jck hew doch nix vun. Mi hett keiner wat geben."

„Hein, lang em doch eent mit 'm Tauend öwer! Dunn hett hei glieks wat."

„Still!" rief Meier. „Wor sall de Jung gohn an 'n hellen, lichten Dag?"

„Jck go aberst ook nich nachtens," beharrte der Junge.

Diese Dreistigkeit war Clas doch zuviel. Er sprang auf und griff nach einem Tau.

„Pst!" rief in diesem verhängnisvollen Augenblick der Koch, indem er hastig mit den Händen winkte und nach oben wies. „Pst! hürt ji nix?"

Es war dies der Zeitpunkt, wo der Kapitän in die Nähe des Logis kam, um festzustellen, daß es nach seinem kostbaren Tabak rieche.

Sofort flogen aller Blicke nach oben. Hein steckte den vor ihm liegenden Tabaksrest, der eigentlich Meier gehörte, schnell in die Tasche; und Thom machte eine Bewegung, als wolle er die Logistür schließen, blieb aber faulheitshalber sitzen.

Es war auch nicht nötig, denn der Kapitän entfernte sich ja sogleich wieder mit dem Steuermann. Der Koch schlich nach oben, steckte den Kopf hinaus und vergewisserte sich, daß keine Gefahr mehr drohe.

„Wat säd hei denn?" erkundigte sich Hein. „Jck kunn nix verstahn."

„Wenn ick recht hürt hew," erwiderte Thom gelassen, „dunn deed hei vun Tobak spreeken. Hew ick nich seggt, hei merkt wat?"

„Dunderlichtens!" rief Hein ärgerlich. „Dat fehlt just noch. Wenn hei uns nu de Gelegenheit verpürrt, dunn hebben wi 't Nahsein. Worümm deeden wi nich miehr insacken, dat wi för disse Reis' 'nauk harrn?!"

„J jo!" meinte Clas ironisch. „Worümm nich glieks 'n Söbenschäpelssack vull?"

„Ach, holl dien Snut!" befahl Hein. „Snak mi keen Dämlichkeiten nich! 't is, as ick seggen deed. — Kock," wandte er sich an diesen, „wor is dat mit 'm kohlen Grog? Heit Water kriegen wi doch nu woll nich. Dor paßt de Ohl to hellschen up."

„Nee," entgegnete der Koch phlegmatisch, „heiten Grog kannst nich kriegen dann un kohlen ook nich."

Clas spitzte die Ohren. „Worümm nich, du Döskopp?"

„Wiel dat keen Rum nich dor is."

„Hew ick 't nich seggt?" lamentierte Clas. „Jck mutt för 'n Vörrat sorgen, un annere supen 'n ut."

„'t is gor kein nich dorwest," brummte der Koch. „Wat de Jung rutlangt hett, is Kurn. Un de een Buddel hebben wi man bloß kregen."

Thom, der hier als Steward figurierte, hatte bereits unter einem Haufen Schurrmurr in der Ecke eine dickbauchige Schnapsflasche nebst einem kleinen Blechmaß hervorgeholt und begann die Runde zu machen, indem er

Das Kreuz im Venn. Nach einer Kunstphotographie von **Jul. Derichs.**





für jeden der Leute — mit Ausnahme des Jungen, der nichts bekam — das Blechmaß vollfüllte. Die Art, wie der Schnaps getrunken wurde, war bei allen gleich. Jeder sperrte den Mund groß auf, goß den Inhalt des Blechmaßes hinein, schnitt eine fürchterliche Grimasse und schüttelte sich, indem er das Blechmaß zurückgab.

Nachdem alle versorgt waren, verstaute Thom die Flasche in der Hosentasche, verbarg das Blechmaß unter der Jacke und verließ das Logis, indem er an Deck stieg.

„Wat füll dat?" fragte Clas mißtrauisch. „Will hei den Rest för sick verbruken? Dat giwt 't nich. Dor sie ick noch hier." Er wollte Thom nachgehen.

Hein hielt ihn zurück. „Schapskopp! Weetst denn noch nich, dat hei dem Klabautermann sien Part bringen deiht? Dat deiht hei jo ümmer. Un is ook recht so."

Clas lachte höhnisch. „Wer dat glöwt!"

„Oho!" mengte sich nun der Koch ein. „Willst du dat strieden? Aberst so 'n Heid, wie du, glöwt woll an gor nix. Dor wull 'ck man bloß, dat di de Klabautermann mal so an de Uhren kohmen deed as mi. Du wührdst di doch gruglich verfiehrn."

„Wokein glöwt hütjendags noch an'n Klabautermann!"

Jetzt wurde der Koch erregt. „Un wer deed mi vör just söben Dag in de Kombüs links un rechts üm de Uhren geben, dat se mi noch acht Dag nahstens klingen deeden? Büst du dat wo west? Un kannst du di unsichtbor maken? Keen Hann nich wier to sehn. Aberst de Uhrfeigen knallten man ümmer ümschichtig. Un dat mutt ick am besten markt hebben. Wenn du se kregen harrst, nahstens deedst schon glöwen an den Klabautermann. Ick, för mien Part, laat mi dat seggt sien.

Hein hielt sich verpflichtet, dem Koch beizutreten. „Laat 'n, Kock! Hei is 'n Heid un glöwt an nix nich. Dor in is hei as de Ohl. Aberst wat wiern wi ohn den Klabautermann! Un fülln wi uns nich dankbor wiesen? Un will so 'n Schippsgeist nich ook sien Rausuhus, wie jedwerein vun uns? Wie kömmt 't denn, dat de Schnaps ümmer gliekš verswunnen is, wenn Thom just ingaten hett?"

Clas lächelte anzüglich. „Doch woll, wiel dat hei ein vun ju so good smecken deiht."

„Wat?" Hein drohte ihm wütend mit der Faust. „Wenn du eent up dien Näs hebben willst, brukst bloß to seggen."

Der ins Logis zurückkletternde Thom machte dem Streit ein Ende, indem er eine neue Runde ausschenkte. Jeder goß mit derselben Zeremonie wie vorhin den Schnaps in die Unterkinnbacke und schien befriedigt. Nur der Junge erhielt wieder nichts, machte ein grimmiges Gesicht und war plötzlich verschwunden. Als man Thom von Clasens Zweifeln in Kenntnis setzte, hatte er nur ein verächtliches Lächeln. Die Schnapsflasche wanderte wieder unter den Schurrmurrhaufen.

„Jo," sagte Hein salbungsvoll, „wokein sick woll unnerstahn wull, den Klabautermann üm sien Schnaps to bringen! Den würd 't doch bannig slecht gahn. Ick hew noch keenen Minschen nich funnen, de dat dann deiht."

Jetzt war auch der Junge wieder da und kroch in seine Koje. Gleich darauf verschwand Hein, kehrte aber bald wutschnaubend zurück und brüllte den Jungen an: „Wer hett dor buten den Schnaps utsupen?"

„Na, de Klabautermann," sagte der Junge, sich ängstlich unter seine Decke verkriechend.

Hein griff nach dem Tauende. „Ick war di bellabautermannen!"

Es war ein Glück für den Jungen, daß in diesem Augenblick die Mannschaft an Deck gerufen wurde. Thom, dem bezüglich der stets so anstandslos vom Klabautermann getrunkenen Schnäpse ein greulicher Verdacht aufstieg, hatte nicht mehr Zeit, Hein zur Rede zu stellen. Die Mannschaft fand oben alle Hände voll zu tun. Denn ganz plötzlich war ein frischer Geselle an den Blasebalg getreten und blies mit vollen Backen, so daß Segel eingezogen werden mußten. Allerdings flaute nicht lange darauf der Wind wieder ab; doch gab es keine Gelegenheit mehr, auf die Sache zurückzukommen; und der Junge war für diesmal dem Strafgericht entgangen. Dem Steward ging Hein geflissentlich aus dem Wege.

Später saß er mit Clas vorn an der Back. Sie hatten die Beine nach der Galion hinaushängen und sogen an ihrer Pfeife, die nun wieder mit dem üblichen Knaster gefüllt war.

„Dat is mal slimm," begann Clas, „dütt grugliche Tüg to rooken, wenn een sick ierst an betere Ohrt wennt hett."

„Jo," brummte Hein, „worümm hett de dämlich Jung nich miehr nahmen!"

„Dat seggst du so. Wenn aberst de Ohl dorhinner kömmt, dunn geiht 't uns slecht."

„Dat 's all eent, wenn schonst stahlen ward."

„So go du doch!"

„Nee, Albertchen mutt gahn."

„Un de krätsch Jung wilt nich miehr."

„Wat?" brauste Hein auf. „Hei will nich? Un dat 's 'n Grund? Giwt 't denn keen Tauenden miehr?"

„Wi möten vörsichtig sien," meinte Clas nachdenklich. „De Ohl markt wat."

„Ick frag den Deuwel nah. In twee Dag sünd wi in Warnemünd. Dunn mustern wi af."

„Bit dahin kann sick veel ännern. Aberst ick hew mi all denkt, kähnt wi nich seggen, de Klabautermann harr dat dann?"

„Ach quatsch!" rief Hein. „Wer an sonne Verrücktheeden glöwen wührd!"

„So?" knurrte Clas. „Dat stimmt mit dien Ansichten vun vörhen man siehr slecht öwerein."

„Je," meinte Hein ganz unlogisch, „mit 'n Schnaps wier dat ook wat anners. Aberst dat 's nu pottegal. Wi möten de letzt Tid utnützen un de Spieskammer gründlich uträmen. Un dunn —" Er bog sich zu Clas hinüber, um ihm etwas zuzuflüstern, fuhr aber erschreckt zusammen.

„Brassen!" schrie der Steuermann, „brassen da vorn!"

Clas und Hein sprangen auf und liefen nach Backbordseite hinüber, um die Raaen dort ein wenig anzubrassen. Der Wind war stärker geworden.

Vor dem Abendessen kam die Mannschaft nun nicht mehr zusammen. Als aber die Fütterung los ging, wurde Albertchen mit Extrawurst, die freilich aus des Kapitäns Privatvorrat stammte, und mit einem tüchtigen Schluck aus der Schnapsflasche wieder gefügig gemacht. Man flüsterte und tuschelte; und aus der Heimlichkeit dieser Beratung ließ sich schließen, daß sie auf nichts Gutes hinauslief.

Und richtig war am anderen Morgen wieder die Speisekammer bestohlen. Der Kapitän wütete, als er den Diebstahl entdeckte, und durchsuchte mit Hilfe des Steuermanns das Logis und alle sonst in Betracht kommenden Räume; natürlich ohne Erfolg.

„Ick segg Ennen jo," äußerte er zum Steuermann, „dat geiht nich mit rechte Ding to. Glöwen Se man, Stüermann, hier is ganz wat Aparts im Speel."

„Dunderslag!" rief der Steuermann, indem er die Mannschaft im Kreise musterte. „Wat geiht denn vör? Dat sünd doch nich wo Luder Spötzbauwens?"

„Ick hew mien Schülligkeit noch ümmer dann", rechtfertigte sich Clas, den der Steuermann besonders scharf angesehen hatte, „un bruk nich för 'n entfamigten Spötzbauwen taxiert to wahrn."

„Veelleicht sünd dat Müs' oder Ratten, wor da inkohmen?" mutmaßte Hein mit frecher Stirne.

Der Koch schüttelte mit treuherziger Miene den Kopf. „Dat 's ook man so!" meinte er. „Sall dor nich wat anners achtersteken? Ick hew all ümmer so dacht, ob dat woll nich de Klabautermann sien deed."

„Wat hett de Esel nu mit 'n Klabautermann?" schrie der Kapitän wütend.

„Je — dat is all, as ick segg!" beharrte der Koch, sich den Kopf krauend. „Mi hett hei inne Kombüs 'n ganzen Barg Tellern ümsmieten, dat glieks allens in Scharwen gahn is."

„Schön, mien Sähn," sagte der Kapitän mit wütender Freundlichkeit. „Wat de Tellern kosten, war ick di vun dien Heuer aftrecken. Dat kannst du dunn also för dien Klabautermann utleggen un die vun em torüggeben laten. — Kohmen Se, Stüermann!"

Er begab sich nach der Kajüte, wohin ihm der Steuermann folgte.

„Dütt Stück wier jo noch beter!" murrte der Koch erbost hinter ihnen drein.

Der Kapitän aber wandte sich unten an den Steuermann: „Nu täuwen Se man, nu war ick mi dat Rackertüg anners köpen. Dat hew ick Ennen noch gor nich seggt, wat 'ck funnen hew. Kicken Se mal!"

Er führte den Steuermann in die Vorratskammer, bückte sich und drückte kräftig gegen das untere Ende einer Planke, das sich hierdurch nach außen bog. „Weeten Se jetzt, wor de Spötzbauw in de Spieskammer kann, ook wenn de Dör tosluten is? As ick hüt morrens mi den Schaden 'n beten ankicken deed, funn ick dütt hier. Un nu passen Se man up, wie ick 't anstellen dau. Wohrschienlich mutt dor ümmer de Jung dörkrupen. Un dor hew ick nu sonnen schönen ohlen Apenkäfig, wo hinnen 'ne Falldör hett. Dor in war ick 'n mi fangen. Un dunn war ick de Kierls schon malträteeren, bit dat se mi allens betahlt hebben."

Währenddessen wähnten sich die Leute in voller Sicherheit, weil der Kapitän nichts hatte entdecken können. Ab und zu wurde etwas vom Raube vorgeholt und mit vieler Vorsicht verteilt, wobei einer von ihnen Schmiere stand. Clas und Hein waren nicht zufrieden; es war ihnen zu wenig. Morgen mußte man, wenn der Wind einigermaßen anhielt, Warnemünde erreichen. Daher sollte nun in kommender Nacht der Hauptstreich ausgeführt werden. Es hielt allerdings schwer, den Jungen wieder heranzubekommen. Und es bedurfte vieler Delikatessen und Drohungen mit dem Tauende, bis er sich gefügig zeigte.

Um Mitternacht, als Jan, Hein, Thom und der Koch die Wache hatten und man annehmen durfte, daß Kapitän und Steuermann im tiefsten Schlafe lägen, sah man Clas und Albertchen nach der Kajütstreppe schleichen. Sie hatten sich zu diesem Geschäft barfuß ausgezogen und nur das Allernotwendigste am Leibe. Clas trug unter dem Arm einen großen Kartoffelsack, in den er alles unterbringen sollte, was der Junge ihm aus der Vorratskammer zustecken würde. Behutsam und jedes Geräusch vermeidend, stiegen sie hinab und tasteten sich nach der Kammer. Kein Wort wurde dabei gesprochen. Die Spitzbuben wußten Bescheid und brauchten sich nicht zu verständigen. Leise aber kräftig hob Clas die Planke an, und der Junge kroch hindurch.

Doch was war das? Als er weiterkriechen wollte, fühlte er sich durch ein Gitter aufgehalten. Gleichzeitig fiel hinter ihm etwas herunter und ein Licht blitzte auf. Der Junge schrie vor Schreck. Von draußen hörte man Gepolter und eilige Schritte. Clas rannte an Deck. Der Junge dagegen saß in einem Käfig und sah vor sich die höhnische Miene des Kapitäns, der lachend ausrief:

„Kicken Se, Stüermann! Nu hew ick richtig de een Mus fangen."

Die Eile und Rücksichtslosigkeit, mit der Clas an Deck zurückkam, weissagte den anderen nichts Gutes. Er ließ sich aber auf keine Erklärung ein, sondern ging eilends zur Koje. Erst als alles still blieb und weder Kapitän noch Steuermann sich sehen ließen, wagte er sich wieder hervor und verständigte die Genossen von dem, was vorgegangen war. Das gab eine schöne Überraschung. Die Biedermänner beschlossen, rundweg alles abzuleugnen und zu behaupten, daß der Junge die Raubzüge auf eigene Faust unternommen und sich keiner von ihnen daran beteiligt habe. Mit Bangen sah man dem kommenden Morgen entgegen.

Es war noch sehr früh, als der Kapitän zwei Leute nach unten rief. Der Schoner lief jetzt mit 8—9 Knoten vor dem Winde, und Warnemünde war in Sicht. Schon nach wenigen Minuten brachten Jan und Meier einen Käfig an Deck. Und in diesem Käfig saß der heulende Junge, der fortgesetzt seine Unschuld beteuerte.

Der Kapitän, hinter dem der grinsende Steuermann stand, rief die übrige Mannschaft herbei und zeigte auf den Käfig.

„Jungs," sagte er, „as mi Hein vun Müs' reden deed, harr ick dat nich glöwt. Un nu hett hei doch recht hatt. Kickt bloß, wat dat för 'n utwassen Ding is!"

Die Leute standen mit finsterer Miene da, taten aber im übrigen, als bekümmere sie das alles nicht.

Der Kapitän wandte sich an Hein: „Is dat nich markwürdig?"

„Wat geiht mi dat an!"

„Un wat seggst du, Clas?"

„Je — dat is all so."

„Dat 's wohr," fuhr der Kapitän spöttisch fort. „Ji hebbt all beids recht. Aberst nu möten wi seihn, wat wi wieder maken. To freeten un to supen mutt de Mus kriegen un ook bi Dag frische Luft. Tosluten is jo de Musfall. Aberst nachtens nehm ick se in mien Kajüt. To supen krigt se Water un to freeten man bloß Tüffelpellen un sunstiget Tüg ut de Dranktonn.

Der Junge heulte zum Steinerbarmen. Doch der Kapitän tat, als höre er nichts, und wandte sich der Kajüte zu, um hinabzugehen.

Jetzt faßte sich aber der Koch ein Herz. „Se köhnen doch nich den ohrm Jung dor innen Käfig sitten laten."

„Jung?" fragte der Kapitän scheinbar verwundert. „Wat för 'n Jung? Wie kann een so dösig sünd, 'ne Mus för 'n Minschen to hollen? Oder is dat woll gor jun Klabautermann? Dunn müßt ick doch de Saak dör de Polizei unnerfänken un ju inspunnen laten."

„Worümm. Kaptein? Wi hebben nix nich daun."

„Jewoll," schrie der Junge im Käfig. „Se hebben mi anstift un mit Släg twungen. Ick si ganz unschüllig. Wenn ick 't nich daun deed, dunn hebben se mi ströpt."

Der Kapitän tat fortgesetzt, als ob er das alles nicht höre. „Is man good," sagte er, „dat Müs' nich snaken kähnen. Sunst währd dütt woll noch 'n gruglich Stück."

„De Clas," heulte der Junge, „de Clas is de Düllst. De hett de Saak utfinnig makt un mi stahlen helpen."

„Wat, du Bengel?" wütete der Beschuldigte.

Er wollte sich auf den Käfig stürzen; aber der Kapitän stieß ihn zurück: „Wat bekümmerst du di üm dat, wat de Mus dor piepst? Go an dien Arbeid, un ju annern ook! Sunst smiet ick de Mus int Water. Oder", besann er sich, „ick köhnt se am End ook verköpen." Er wandte sich an Clas: „Wat meenst woll, wat se wiert wier?"

„Dat weet ick nich," murrte Clas finster. „Dat mutt ick mi ierst mal öwerleggen."

„Na schön, mien Söhn, dunn öwerlegg di dat man! Bit de Waterpolizei dor is, hebben wi jo Tid."

für jeden der Leute — mit Ausnahme des Jungen, der nichts bekam — das Blechmaß vollfüllte. Die Art, wie der Schnaps getrunken wurde, war bei allen gleich. Jeder sperrte den Mund groß auf, goß den Inhalt des Blechmaßes hinein, schnitt eine fürchterliche Grimasse und schüttelte sich, indem er das Blechmaß zurückgab.

Nachdem alle versorgt waren, verstaute Thom die Flasche in der Hosentasche, verbarg das Blechmaß unter der Jacke und verließ das Logis, indem er an Deck stieg.

„Wat füll dat?" fragte Clas mißtrauisch. „Will hei den Rest för sick verbruken? Dat giwt 't nich. Dor sie ick noch hier." Er wollte Thom nachgehen.

Hein hielt ihn zurück. „Schapskopp! Weetst denn noch nich, dat hei dem Klabautermann sien Part bringen deiht? Dat deiht hei jo ümmer. Un is ook recht so."

Clas lachte höhnisch. „Wer dat glöwt!"

„Oho!" mengte sich nun der Koch ein. „Willst du dat strieden? Aberst so 'n Heid, wie du, glöwt woll an gor nix. Dor wull 'ck man bloß, dat di de Klabautermann mal so an de Uhren kohmen deed as mi. Du wührdst di doch gruglich versiehrn."

„Wokein glöwt hütjendags noch an'n Klabautermann!"

Jetzt wurde der Koch erregt. „Un wer deed mi vör just söben Dag in de Kombüs links un rechts üm de Uhren geben, dat se mi noch acht Dag nahstens klingen deeden? Büst du dat wo west? Un kannst du di unsichtbor maken? Keen Hann nich wier to sehn. Aberst de Uhrfeigen knallten man ümmer ümschichtig. Un dat mutt ick am besten markt hebben. Wenn du se kregen harrst, nahstens deedst schon glöwen an den Klabautermann. Ick, för mien Part, laat mi dat seggt sien.

Hein hielt sich verpflichtet, dem Koch beizutreten. „Laat 'm, Kock! Hei is 'n Heid un glöwt an nix nich. Dor in is hei as de Ohl. Aberst wat wiern wi ohn den Klabautermann! Un sülln wi uns nich dankbor wiesen? Un will so 'n Schippsgeist nich ook sien Rausuhns, wie jedwerein vun uns? Wie kömmt 't denn, dat de Schnaps ümmer gliek verswunnen is, wenn Thom just ingaten hett?"

Clas lächelte anzüglich. „Doch woll, wiel dat hei ein vun ju so good smecken deiht."

„Wat?" Hein drohte ihm wütend mit der Faust. „Wenn du eent up dien Näs hebben willst, brukst bloß to seggen."

Der ins Logis zurückkletternde Thom machte dem Streit ein Ende, indem er eine neue Runde ausschenkte. Jeder goß mit derselben Zeremonie wie vorhin den Schnaps in die Unterkinnbacke und schien befriedigt. Nur der Junge erhielt wieder nichts, machte ein grimmiges Gesicht und war plötzlich verschwunden. Als man Thom von Clasens Zweifeln in Kenntnis setzte, hatte er nur ein verächtliches Lächeln. Die Schnapsflasche wanderte wieder unter den Schurrmurrhaufen.

„Jo," sagte Hein salbungsvoll, „wokein sick woll unnerstahn wull, den Klabautermann üm sien Schnaps to bringen! Den würd 't doch bannig slecht gahn. Ick hew noch keenen Minschen nich funnen, de dat dann deiht."

Jetzt war auch der Junge wieder da und kroch in seine Koje. Gleich darauf verschwand Hein, kehrte aber bald wutschnaubend zurück und brüllte den Jungen an: „Wer hett dor buten den Schnaps utsupen?"

„Na, de Klabautermann," sagte der Junge, sich ängstlich unter seine Decke verkriechend.

Hein griff nach dem Tauende. „Ick war di bellabautermannen!"

Es war ein Glück für den Jungen, daß in diesem Augenblick die Mannschaft an Deck gerufen wurde. Thom, dem bezüglich der stets so anstandslos vom Klabautermann getrunkenen Schnäpse ein greulicher Verdacht aufstieg, hatte nicht mehr Zeit, Hein zur Rede zu stellen. Die Mannschaft fand oben alle Hände voll zu tun. Denn ganz plötzlich war ein frischer Geselle an den Blasebalg getreten und blies mit vollen Backen, so daß Segel eingezogen werden mußten. Allerdings flaute nicht lange darauf der Wind wieder ab; doch gab es keine Gelegenheit mehr, auf die Sache zurückzukommen; und der Junge war für diesmal dem Strafgericht entgangen. Dem Steward ging Hein geflissentlich aus dem Wege.

Später saß er mit Clas vorn an der Back. Sie hatten die Beine nach der Galion hinaushängen und sogen an ihrer Pfeife, die nun wieder mit dem üblichen Knaster gefüllt war.

„Dat is mal slimm," begann Clas, „dütt grugliche Tüg to rooken, wenn een sick ierst an betere Ohrt wennt hett."

„Jo," brummte Hein, „worümm hett de dämlich Jung nich miehr nahmen!"

„Dat seggst du so. Wenn aberst de Ohl dorhinner kömmt, dunn geiht 't uns slecht."

„Dat 's all eent, wenn schonst stahlen ward."

„So go du doch!"

„Nee, Albertchen mutt gahn."

„Un de krätsch Jung will nich miehr."

„Wat?" brauste Hein auf. „Hei will nich? Un dat 's 'n Grund? Giwt 't denn keen Tauenden miehr?"

„Wi möten vörsichtig sien," meinte Clas nachdenklich. „De Ohl markt wat."

„Ick frag den Deuwel nah. In twee Dag sünd wi in Warnemünd. Dunn mustern wi af."

„Bit dahin kann sick veel ännern. Aberst ick hew mi all denkt, kähnt wi nich seggen, de Klabautermann harr dat dann?"

„Ach quatsch!" rief Hein. „Wer an sonne Verrücktheeden glöwen wührd!"

„So?" knurrte Clas. „Dat stimmt mit dien Ansichten vun vörhen man siehr slecht öwerein."

„Je," meinte Hein ganz unlogisch, „mit 'm Schnaps wier dat ook wat anners. Aberst dat 's nu pottegal. Wi möten de letzt Tid utnützen un de Spieskammer gründlich utrümen. Un dunn —" Er bog sich zu Clas hinüber, um ihm etwas zuzuflüstern, fuhr aber erschreckt zusammen.

„Brassen!" schrie der Steuermann, „brassen da vorn!"

Clas und Hein sprangen auf und liefen nach Backbordseite hinüber, um die Raaen dort ein wenig anzubrassen. Der Wind war stärker geworden.

Vor dem Abendessen kam die Mannschaft nun nicht mehr zusammen. Als aber die Fütterung los ging, wurde Albertchen mit Extrawurst, die freilich aus des Kapitäns Privatvorrat stammte, und mit einem tüchtigen Schluck aus der Schnapsflasche wieder gefügig gemacht. Man flüsterte und tuschelte; und aus der Heimlichkeit dieser Beratung ließ sich schließen, daß sie auf nichts Gutes hinauslief.

Und richtig war am anderen Morgen wieder die Speisekammer bestohlen. Der Kapitän wütete, als er den Diebstahl entdeckte, und durchsuchte mit Hilfe des Steuermanns das Logis und alle sonst in Betracht kommenden Räume; natürlich ohne Erfolg.

„Ick segg Ennen jo," äußerte er zum Steuermann, „dat geiht nich mit rechte Ding to. Glöwen Se man, Stüermann, hier is ganz wat Aparts im Speel."

„Dunderslag!" rief der Steuermann, indem er die Mannschaft im Kreise musterte. „Wat geiht denn vör? Dat sünd doch nich wo luder Spötzbauwens?"

„Ick hew mien Schülligkeit noch ümmer dann", rechtfertigte sich Clas, den der Steuermann besonders scharf angesehen hatte, „un bruk nich för 'n entfamigten Spötzbauwen taxiert to wahrn."

„Veelleicht sünd dat Müs' oder Ratten, wor da inkohmen?" mutmaßte Hein mit frecher Stirne.

Der Koch schüttelte mit treuherziger Miene den Kopf. „Dat 's ook man so!“ meinte er. „Sall dor nich wat anners achtersteken? Ick hew all ümmer so dacht, ob dat woll nich de Klabautermann sien deed.“

„Wat hett de Esel un mit 'n Klabautermann?“ schrie der Kapitän wütend.

„Je — dat is all, as ick segg!“ beharrte der Koch, sich den Kopf krauend. „Mi hett hei inne Kombüs 'n ganzen Barg Tellern ümfmieten, dat glieks allens in Scharwen gahn is.“

„Schön, mien Sähn,“ sagte der Kapitän mit wütender Freundlichkeit. „Wat de Tellern kosten, war ick di vun dien Heuer aftrecken. Dat kannst du dunn also för dien Klabautermann utleggen un die vun em torüggeben laten. — Kohmen Se, Stüermann!“

Er begab sich nach der Kajüte, wohin ihm der Steuermann folgte.

„Dütt Stück wier jo noch beter!“ murrte der Koch erbost hinter ihnen drein.

Der Kapitän aber wandte sich unten an den Steuermann: „Nu täuwen Se man, nu war ick mi dat Rackertüg anners köpen. Dat hew ick Ennen noch gor nich seggt, wat 'ck funnen hew. Kicken Se mal!“

Er führte den Steuermann in die Vorratskammer, bückte sich und drückte kräftig gegen das untere Ende einer Planke, das sich hierdurch nach außen bog. „Weeten Se jetzt, wor de Spötzbauw in de Spieskammer kann, ook wenn de Dör tosluten is? As ick hüt morrens mi den Schaden 'n beten ankicken deed, funn ick dütt hier. Un nu passen Se man up, wie ick 't anstellen dau. Wohrschienlich mutt dor ümmer de Jung dörkrupen. Un dor hew ick nu sonnen schönen ohlen Apenkäfig, wo binnen 'ne Falldör hett. Dor in war ick 'n mi fangen. Un dunn war ick de Kierls schon malträteeren, bit dat se mi allens betahlt hebben.“

Währenddessen wähnten sich die Leute in voller Sicherheit, weil der Kapitän nichts hatte entdecken können. Ab und zu wurde etwas vom Raube vorgeholt und mit vieler Vorsicht verteilt, wobei einer von ihnen Schmiere stand. Clas und Hein waren nicht zufrieden; es war ihnen zu wenig. Morgen mußte man, wenn der Wind einigermaßen anhielt, Warnemünde erreichen. Daher sollte nun in kommender Nacht der Hauptstreich ausgeführt werden. Es hielt allerdings schwer, den Jungen wieder heranzubekommen. Und es bedurfte vieler Delikatessen und Drohungen mit dem Tauende, bis er sich gefügig zeigte.

Um Mitternacht, als Jan, Hein, Thom und der Koch die Wache hatten und man annehmen durfte, daß Kapitän und Steuermann im tiefsten Schlafe lägen, sah man Clas und Albertchen nach der Kajütstreppe schleichen. Sie hatten sich zu diesem Geschäft barfuß ausgezogen und nur das Allernotwendigste am Leibe. Clas trug unter dem Arm einen großen Kartoffelsack, in den er alles unterbringen sollte, was der Junge ihm aus der Vorratskammer zustecken würde. Behutsam und jedes Geräusch vermeidend, stiegen sie hinab und tasteten sich nach der Kammer. Kein Wort wurde dabei gesprochen. Die Spitzbuben wußten Bescheid und brauchten sich nicht zu verständigen. Leise aber kräftig hob Clas die Planke an, und der Junge kroch hindurch.

Doch was war das? Als er weiterkriechen wollte, fühlte er sich durch ein Gitter aufgehalten. Gleichzeitig fiel hinter ihm etwas herunter und ein Licht blitzte auf. Der Junge schrie vor Schreck. Von draußen hörte man Gepolter und eilige Schritte. Clas rannte an Deck. Der Junge dagegen saß in einem Käfig und sah vor sich die höhnische Miene des Kapitäns, der lachend ausrief:

„Kicken Se, Stüermann! Nu hew ick richtig de een Mus fangen.“

Die Eile und Rücksichtslosigkeit, mit der Clas an Deck zurückkam, weissagte den anderen nichts Gutes. Er ließ sich aber auf keine Erklärung ein, sondern ging eilends zur Koje. Erst als alles still blieb und weder Kapitän noch Steuermann sich sehen ließen, wagte er sich wieder hervor und verständigte die Genossen von dem, was vorgegangen war. Das gab eine schöne Überraschung. Die Biedermänner beschlossen, rundweg alles abzuleugnen und zu behaupten, daß der Junge die Raubzüge auf eigene Faust unternommen und sich keiner von ihnen daran beteiligt habe. Mit Bangen sah man dem kommenden Morgen entgegen.

Es war noch sehr früh, als der Kapitän zwei Leute nach unten rief. Der Schoner lief jetzt mit 8—9 Knoten vor dem Winde, und Warnemünde war in Sicht. Schon nach wenigen Minuten brachten Jan und Meier einen Käfig an Deck. Und in diesem Käfig saß der heulende Junge, der fortgesetzt seine Unschuld beteuerte.

Der Kapitän, hinter dem der grinsende Steuermann stand, rief die übrige Mannschaft herbei und zeigte auf den Käfig.

„Jungs,“ sagte er, „as mi Hein vun Müs' reden deed, harr ick dat nich glöwt. Un nu hett hei doch recht hatt. Kickt bloß, wat dat för 'n utwassen Ding is!“

Die Leute standen mit finsterer Miene da, taten aber im übrigen, als bekümmere sie das alles nicht.

Der Kapitän wandte sich an Hein: „Is dat nich markwürdig?“

„Wat geiht mi dat an!“

„Un wat seggst du, Clas?“

„Je — dat is all so.“

„Dat 's wohr,“ fuhr der Kapitän spöttisch fort. „Ji hebbt all beids recht. Aberst nu möten wi seihn, wat wi wieder maken. To freeten un to supen mutt de Mus kriegen un ook bi Dag frische Luft. Tosluten is jo de Mussall. Aberst nachtens nehm ick se in mien Kajüt. To supen krigt se Water un to freeten man bloß Tüffelpellen un sunstiget Tüg ut de Dranktonn.

Der Junge heulte zum Steinerbarmen. Doch der Kapitän tat, als höre er nichts, und wandte sich der Kajüte zu, um hinabzugehen.

Jetzt faßte sich aber der Koch ein Herz. „Se köhnen doch nich den ohrm Jung dor innen Käfig sitten laten.“

„Jung?“ fragte der Kapitän scheinbar verwundert. „Wat för 'n Jung? Wie kann een so dösig sünd, 'ne Mus för 'n Minschen to hollen? Oder is dat woll gor jun Klabautermann? Dunn müßt ick doch de Saak dör de Polizei unnersäuken un ju inspunnen laten.“

„Worümm. Kaptein? Wi hebben nix nich daun.“

„Jewoll,“ schrie der Junge im Käfig. „Se hebben mi anstift un mit Släg twungen. Ick si ganz unschüllig. Wenn ick 't nich daun deed, dunn hebben se mi ströpt.“

Der Kapitän tat fortgesetzt, als ob er das alles nicht höre. „Is man good,“ sagte er, „dat Müs' nich snaken köhnen. Sunst wührd dütt woll noch 'n gruglich Stück.“

„De Clas,“ heulte der Junge, „de Clas is de Düllst. De hett de Saak utsinnig makt un mi stahlen helpen.“

„Wat, du Bengel?“ wütete der Beschuldigte.

Er wollte sich auf den Käfig stürzen; aber der Kapitän stieß ihn zurück: „Wat bekümmerst du di üm dat, wat de Mus dor piepst? Go an dien Arbeid, un ju annern ook! Sunst smiet ick de Mus int Water. Oder“, besann er sich, „ick köhnt se am End ook verköpen.“ Er wandte sich an Clas: „Wat meenst woll, wat se wiert wier?“

„Dat weet ick nich,“ murrte Clas finster. „Dat mutt ick mi ierst mal öwerleggen.“

„Na schön, mien Söhn, dunn öwerlegg di dat man! Bit de Waterpolizei dor is, hebben wi jo Tid.“

Der Kapitän faßte den Steuermann unter den Arm und ging mit ihm nach dem Bugspriet, während die Leute zusammentraten und aufgeregt verhandelten. Als er nach einer Weile zurückkam, trat Clas an ihn heran.

„Kaptein, wat fall de Mus denn woll kosten?"

„Hm!" überlegte der Kapitän. „Wi köhnten jo mal tosammenreknen. Fief Buddeln Rum, söben Buddeln Kurn, twintig Pund — flecht gerekent — Schinken, Wust un Butter, dortau tiege Pund vun mien diern Tobak — dat sünd afgerundt söbentig Mark."

„So veel hebben wi nich nahmen," schrie Clas entrüstet.

„Wer, mien Söhn?"

„De Mus," verbesserte sich Clas.

„Schön, denn wull'n wi dat man dem Gericht öwerlaten."

„Is schon good, Kaptein," rief Clas, innerlich blubbernd vor Wut. „Se köhnt uns dat vun uns Heuer aftrecken. Un nu köhnten wi denn woll den Slätel kreegen."

Der Kapitän zog lachend den Schlüssel aus der Tasche und gab ihn ohne weitere Worte an Clas, der wutschnaubend über den Käfig herfiel und den jetzt vor Freude heulenden Jungen befreite.

Es war auch nicht mehr viel Zeit zu verlieren gewesen. Das Ziel der Reise war erreicht, und bald lief der Schoner Warnemünde an. Die mißtrauische Mannschaft zeigte sich während der letzten Stunde sehr fleißig und folgsam. Sie fürchtete, daß der Kapitän am Ende doch bei der Polizei Anzeige machen werde. Das widersprach aber seiner gutmütigen Gesinnung. Er ließ Clas, Hein, den Koch und den Jungen, die schleunigst abmusterten, ruhig davonziehn und amüsierte sich mitsamt dem Steuermann weidlich über die Sanftmut der beiden erstgenannten Matrosen, die sonst durch ihre edle Dreistigkeit geglänzt hatten.

Kriegstrophäen von 1914/15.

Von Hans Land. (Mit neun Abbildungen.)

Der erste Schritt in das Berliner Zeughaus, jetzt Ruhmeshalle genannt, klärt schon darüber auf, daß wir uns in Kriegszeiten befinden. Denn das Stammpublikum dieser klassischen Räume waren zu Friedenszeiten die reisenden Engländer mit dem roten Bädeker oder die jungen Hochzeitspaare aus der deutschen Provinz. Sie bevölkerten diese Hallen ehedem so mäßig, daß es kein zu verwegenes Abenteuer bedeutete, hier, am Sockel der „Faulen Grete" etwa oder sonst einer bemoosten Bronzeschönheit aus dem Anfang der artilleristischen Kunst sich ein ganz geheimes Stelldichein zu geben ...

Wie anders heute!

Weit geöffnet steht das Portal des imposanten Baues, der gegenüber dem Kronprinzenpalais sich erhebt. Durch den breiten Eingang fluten die Scharen herein und heraus: Feldgraue, verwundete und gesunde, Frauen und Kinder in Trauer, Offiziere auf Urlaub, das Eiserne an der Brust, die erklärend und belehrend die Ihrigen herumführen, in Haltung und Stimme den Stolz, die Freude darüber: ich war auch dabei und werde wieder mittun.

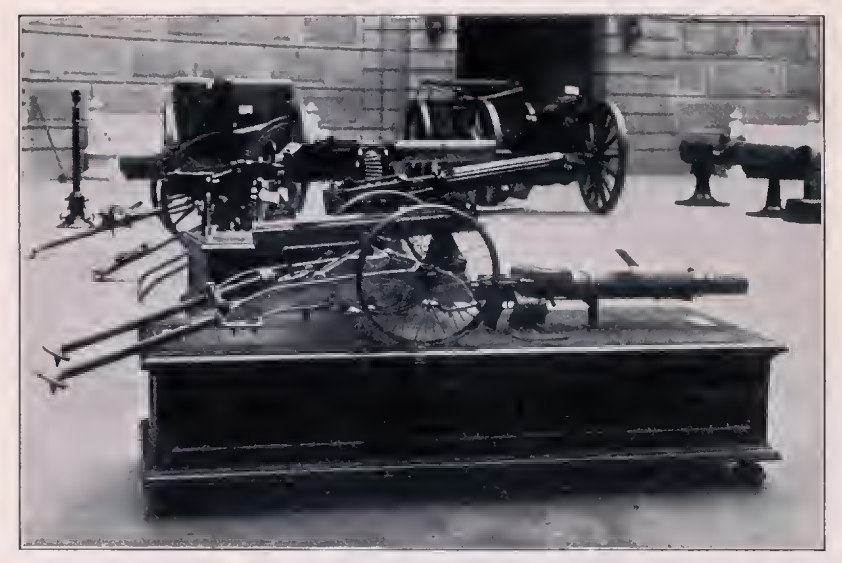
Ein eigenes Gefühl befällt den Besucher, wenn er diesen Ruhmestempel Preußen-Deutschlands betritt, der, 1695 von Baumeister Nering begonnen, 1698-99 von Schlüter fortgeführt, 1706 von de Bodt vollendet und 1880—1883 unter Wilhelm I. zu einer Ruhmeshalle für die Großtaten der brandenburgisch-preußischen Armee nach Baurat Hitzigs Plänen im Innern umgebaut — wahrlich dreihundert Jahre preußischen Waffenruhmes in sich schließt. Von den kampfreichen Tagen des Großen Kurfürsten führen diese stolzen Erinnerungen über den Großen Friedrich zu den Befreiungskriegen gegen Napoleon, zum Streit mit Dänemark, Österreich, über 1870/71 zum Weltkriege von 1914/15. Dieser märchenhafte Aufstieg des hohenzollerisch-brandenburgischen Markgrafentums zur Kaiserherrschaft über ein Weltreich, das im Begriff steht, in der Welt des zwanzigsten Jahrhunderts ein zweites Rom zu werden, hat unter dem Dach dieses Ruhmestempels ungezählte Trophäen. Die jüngst errungenen, die aus dem gegenwärtigen Weltkriege heimgebrachten, sind es vor allem, die den Strom der Besucher an sich ziehen. Franzosen, Russen, Engländer, Belgier haben schon beisteuern müssen zu dieser Ruhmesbeute von 1914/15, Italiener werden wohl noch tributpflichtig werden, und wen's sonst noch hüben oder drüben gelüsten mag nach festen deutschen Hieben.



Deutsche Kriegsbeute im Weltkrieg: Eroberte Fahnen im Berliner Zeughaus.

In solche Gedanken eingesponnen, betritt man den Glashof, in dessen Mitte die Borussia Meister Begas' thront, die Wände entlang stehen französische Kanonen von 1870. Unter dem Glasdach hängen in seltsamer Starrheit und Trauer zahllose französische Fahnen. Wieder gepackt von den unheimlich lebenden Masken sterbender Krieger, mit denen Schlüter diese Wände geschmückt hat, fällt uns zu Füßen der grandiosen







Deutsche Kriegsbeute im Berliner Zeughaus. Oben: Belgische (links) und französische (rechts) Maschinengewehre. Mitte: Englische Maschinengewehre. Links Maschinengewehre amerikanischer Fabrikation. Rechts ein Flugzeug-Maschinengewehr. Unten: Eroberte Geschütze im Lichthof des Zeughauses.

Freitreppe, die zur Herrscherhalle emporführt, die erste Beutegruppe aus dem jetzigen Weltkriege in die Augen. Es sind fünf Geschütze. Das mittelste, ein französisches, ist das Prachtstück der Gruppe, das größte und älteste. Es ist eine bronzene 15-cm-Kanone, nach alter Sitte mit reichem Schmuck- und Bildwerk im Guß geputzt. Ein Veteran, laut Inschrift vom Jahre 1738 aus Perpignan. Nach hübscher französischer Sitte von ehedem trägt dieses Geschütz einen Namen. Es heißt „L'hirondelle" (die Schwalbe), ist erst nachträglich im Laufe gezogen und aus einem Vorderlader in einen Hinterlader umgewandelt worden. Der schön modellierte lange Lauf trägt die berühmte Inschrift „Ultima ratio regum" (Der Könige letzte Maßregel) sowie den Namenszug Louis Charles de Bourbon, Comte d'Eu, darüber das große Bourbonenwappen mit den drei Lilien. Vorn, unter dem drohenden Munde dieser „Schwalbe", steht ein 22,5-cm-Geschoß. Ein Zuckerhut von respektabler Größe, der als Blindgänger aus den Schützengräben des 2. Garde-Ersatzregimentes bei Flirey hierher geschafft wurde. Rechts von dem großen französischen Jubelgreise in Bronze steht ein Landsmann, eine moderne französische 12-cm-Kanone mit Rohrrücklauf und Schutzschild, bei Maubeuge 1914 erobert. Daneben in schöner Waffenbrüderschaft ein russisches Feldgeschütz, gleichfalls 1914 erbeutet, Kaliber 7,6 cm. Zur linken Seite der „Schwalbe" ist ein englisches Feldgeschütz aufgestellt, 8,3 cm, erbeutet 1914, und daneben steht ein belgisches 7,5-cm-Feldgeschütz, gleichfalls 1914 erobert. Der Vierverband beisammen — noch ohne italienische, serbische, montenegrinische, monegassische Beimischung ...

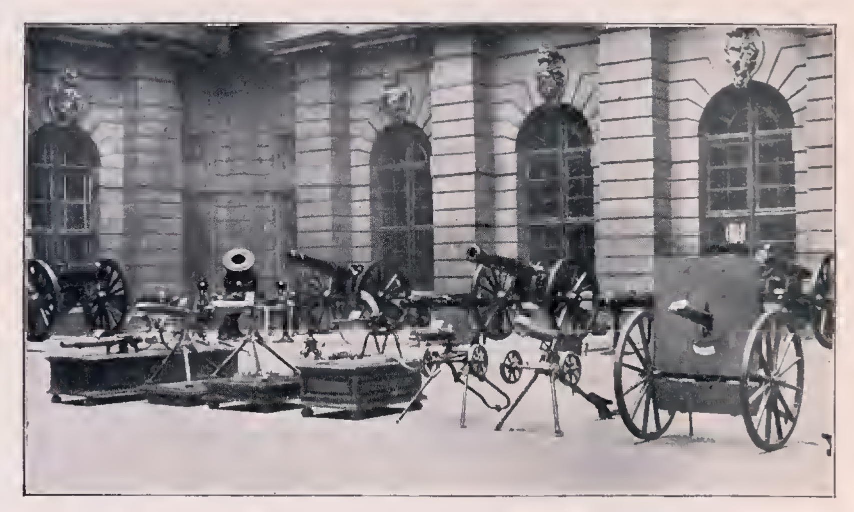
Wir ersteigen die Freitreppe zur Feldherrenhalle und stehen vor dem malerischen Aufbau von fünfundzwanzig erbeuteten Feldzeichen ...

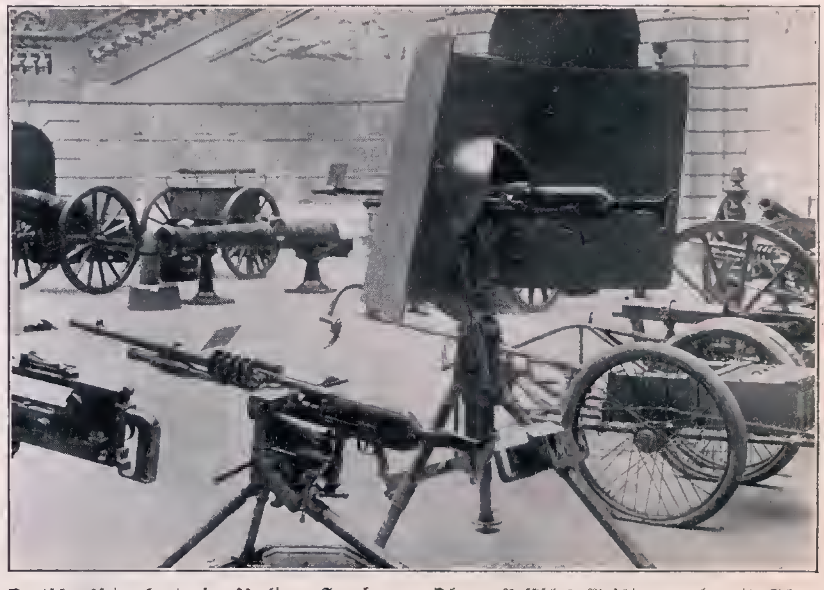
Davon entstammen achtzehn dem östlichen, sieben dem westlichen Kriegsschauplatze, eine bunte interessante und recht zusammengewürfelte Gesellschaft. In die Augen fallen vorerst die Turkostandarten, viereckige grüne Tuchlappen, auf die in Weiß eine fünffingrige Menschenhand sowie der Halbmond, das Wahrzeichen des Islams, gezeichnet sind. Klein und viereckig sind auch die Kosakenstandarten, die die Zarenkrone zeigen. Diese fühlt noch immer

keine Scham, so entmenschten Raubhorden als Feldzeichen zu dienen.

Diese eroberten Feldzeichen aus Ost und West ordnen sich so: die Fahne des 1. Zuavenregiments, am 22. August 1914 bei Chatelet vom Oldenburgischen Infanterieregiment Nr. 91 erbeutet. Die Fahne des französischen 20. Infanterieregiments bei Bertrix am gleichen Tage erobert. Die Fahnenstange des 29. Tschernigowschen Infanterieregiments Generalfeldmarschall Graf Diebitsch-Sabatkowski, am 23. Aug. 1914 bei Ortan-Lehna vom Jäger Awe erbeutet. Das Fahnentuch fehlt. Daneben prangt die Fahne des belgischen Festungsregimentes Nr. 13, bei Namur vom 2. Garde-Ulanenregiment genommen. Die Fahne des russischen 4. Infanterieregiments reiht sich an, sie wurde vom Leutnant d. R. Petzer vom 5. Westpreußischen Infanterieregiment bei Tannenberg erobert. Die daneben stehende russische Fahne wurde von der 2. Kompagnie des gleichen preußischen Regiments bei Orschkau genommen. Die sich anschließende Fahne des französischen 250. Infanterieregiments wurde vom Magdeburgischen Jägerbataillon Nr. 4 am 28. August v. J. erobert und am 30. August die dem russischen 24. Infanterieregiment gehörende Fahne von dem 1. Bataillon des Ostpreußischen Infanterieregiments Nr. 43. Derselbe Truppenteil nahm am Tage darauf die reich gestickte, mit dem russischen Doppeladler gezierte bunte seidene Georgsfahne des 142. Swengorodschen Infanterieregiments im Walde von Sadek. Die dem russischen 119. Infanterieregiment gehörende Georgsfahne ist am 11. September v. J. bei Adamsheide in Ostpreußen vom Unteroffizier Schiebenhöfer von der 4. Kompagnie des 2. Kurhessischen Infanterieregiments Nr. 82 erbeutet worden. Am 17. September 1914 eroberte bei Cuts die 1. Kompagnie des Landwehr-Infanterieregiments Nr. 52 eine Turkofahne. Eine Zuavenstandarte, die nicht erkämpft, sondern im Walde zwischen Carlepont und Trocy am 8. November v. J. gefunden wurde, brachte der Füsilier Bajola, einem mecklenburgischen Regimente zugehörig, heim. Die den Donkosaken gehörige Fahne wurde bei Niegowa vom 3. Bataillon des Preußischen Infanterieregiments Nr. 64 erobert. Die Fahne des russischen 106. Infanterieregiments fiel am 22. Februar 1915 im Walde von Starozynce bei Grodno

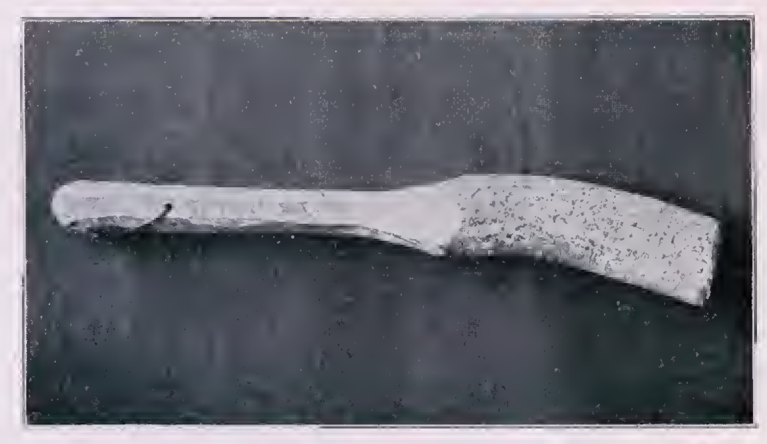






Deutsche Kriegsbeute im Berliner Zeughaus. Oben: Russisches Maschinengewehr mit Schutzschild. Mitte: Englische Geschütze (links) und russische Maschinengewehre (rechts). Unten: Belgisches Maschinengewehr.

dem Grenadierregiment Nr. 4 (3. Ostpreuß.) zur Beute. In den am 17. Februar 1915 bei Augustowo stattgehabten Kämpfen eroberte ein Feldwebel des mobilen Ersatzregiments Königsberg 3 die Fahne des russischen 252. Awanskischen Reserveregiments. Am 24. Februar eroberte das 18. Reserve-Infanterieregiment die dem russischen 54. Infanterieregiment gehörende Fahne. Am 18. April 1915 fielen im Walde bei Willenberg Fahnenteile der dem russischen 32. Infanterieregiment gehörigen Fahne in die Hände. Daneben die Stange der dem russischen 143. Dorogoluschen Infanterieregiment gehörigen Fahne. In dem Glaskasten vor dieser Fahnengruppe sieht man die Urkunde über die Verleihung der Georgsfahne anläßlich des 100jährigen Regimentsbestehens. Der Zar hat mit fester deutlicher Schrift auf das Dokument die Worte gesetzt: „Ich danke dem Dorogoluschen Regiment. Nikolaus." Auch die Fahnenstange des russischen 30. Infanterieregiments ist unter diesen Trophäen. Sie wurde von Mannschaften des 1. Armeekorps erobert. Ferner steht hier die Standarte des russischen Ulanenregiments Nr. 3. Sie ist bei Wilkowicki erbeutet worden. Die benachbarte Fahnenstange wurde unter einem Haufen russischer Leichen gefunden. Die Standarte des Smolenskischen Ulanenregiments eroberten Truppen unseres 1. Armeekorps. Die Fahne des russischen 110. Infanterieregiments wurde auf dem Schlachtfelde bei Dorothowo unter den Toten aufgefunden. Die Georgsfahne des russischen 141. Infanterie-Regiments wurde von der 2. Kompagnie des Grenadierregiments Nr. 3 (2. Ostpreußisches) erobert. Das 31. Reserve-Infanterieregiment nahm eine Turkofahne. Es ist echt deutsch und entspricht dem ernsten, jeder Ruhmredigkeit abholden, streng und gewissenhaft bei der Wahrheit verharrenden Wesen unseres Volkscharakters, wie hier genau unterschieden wird zwischen eroberten und gefundenen Trophäen. Das ist deutscher Stil, von dem unsere Feinde in aller Welt noch gehörig lernen müssen, sie, die soeben schmerzhaft erfahren, wie kurze Beine die Armeekorps ihrer Lügen haben ...



Russischer Waffenmangel: Eine Holzkeule, die zahlreiche russische Gefangene in den Kämpfen bei Jaroslau in Galizien als einzige Waffe trugen.

In der Geschützhalle sehen wir einen bei Lille vom Infanterieregiment Nr. 118 (4. Großherzogl. Hessisches) eroberten französischen Bronzemörser. Das Schriftband auf dem Rohr zeigt die Inschrift: Sira Bourge 228—1831. Bei Namur wurde ein $2^{1}/_{2}$ m langes eisernes Geschützrohr ausgegraben. Der Lauf zeigt die Buchstaben B. G. R., von einer Krone überragt. Das Rohr war mit Sandmassen gefüllt und enthielt drei Sektflaschen.

Interessant sind auch vier durch Schüsse beschädigte Gewehre. Drei davon sind preußisch. Das eine wurde beim Laden von einem französischen Infanteriegeschoß an der Gewehrmündung getroffen. Fünf Zentimeter des Laufes wurden abgesprengt. Ein Teil des feindlichen



Alte französische Bronzekanone, die mit verändertem Verschlußstück während des jetzigen Krieges im französischen Heere als Minenwerfer verwendet wurde und nun als Siegesbeute im Berliner Zeughaus aufgestellt ist.

Geschosses drang durch den Lauf bis zur Kammer und zerschellte dort. Das zweite Gewehr, ein zehn Jahre älteres Modell, wurde durch eine französische Kugel so gesprengt, daß die Patronen explodierten. Das dritte Gewehr wurde durch ein französisches Gewehrgeschoß getroffen. Es riß den Lauf bis zum Kornfuß auf. Die Soldaten, die diese beschädigten Gewehre trugen, blieben unverletzt. Das ist wunderbar genug. Das vierte, russische Gewehr wurde durch einen Granatschuß stark nach oben verbogen.

Wie dieser große in seinen Ausmaßen und in seiner technischen Ausrüstung noch nie dagewesene Weltkrieg gelegentlich wieder auf die Urformen der Vorweltlichkeit zurückgreift, das führt dem Betrachter ein Beutestück lehrhaft zu Gemüte, das in einer aus rohem Lärchenholz geschnitzten riesigen Keule besteht. Mit diesem Instrumente hätte ein Herakles ganz gut die Häupter der Lernäischen Schlange zerschmettern können. Unsere feldgrauen Jungen nahmen das vorsintflutliche Ding einem Russen ab, der es bei einem Überrumpelungsversuch am Morgen des 19. Mai 1915 bei Tuczepi in Galizien recht kommentwidrig schwang. Unwillkürlich denkt man, wenn man dieses Unding betrachtet, an des Alten Fritzen Stoßseufzer: „Mit solchem Gesindel muß ich mich herumschlagen!“

Im roten Mohn.

Auf Polens Feldern der rote Mohn
Wogt wie Seide, in Blut getaucht ...
Fern brennt eine Stadt. Eine Mühle raucht.
Ein Dorf erstarrte — denn alle flohn ...

Und tief im Mohn, in der roten Glut,
Im seidnen Bett, nachttaugekühlt,
Liegt einer, der nichts mehr denkt und fühlt.
Im roten Mohn schläft es sich gut.

Traummüde und schwer sinkt Blatt um Blatt
Auf des Toten feierlich Angesicht,
Und ein Vöglein kommt und fürchtet sich nicht,
Und trinkt aus den roten Schalen sich satt.

Alice Freiin v. Gaudy.

Forschungen, die der Krieg unterbrach.

Von Dr. Albert Neuburger.

Wie auf so vielen anderen Gebieten, so hat der Krieg auch auf dem der wissenschaftlichen Forschung einen weitgehenden Einfluß ausgeübt. So manche Arbeit, die für unsere Erkenntnis oder für das Wohl der Menschheit von Wichtigkeit gewesen wäre, wurde durch ihn jäh unterbrochen — sei es dadurch, daß die einzelnen Forscher ins Feld zogen, oder dadurch, daß die durch das Aufflammen des Krieges geschaffenen äußeren Verhältnisse jede weitere Tätigkeit unmöglich machten. Das letztere ist in erster Linie bei allen jenen Forschungen der Fall, die durch das Zusammenarbeiten der Gelehrten verschiedener Länder gefördert werden sollten und die ihrer Eigenart nach nur durch einen gegenseitigen, die Welt umspannenden Austausch von Erfahrungen zum Abschluß gebracht werden können. Nicht mit Unrecht hat man gerade der internationalen Forschung eine so hohe Bedeutung beigelegt, die sich nach außen hin dadurch kundgibt, daß man sich auf sehr bedeutsamen Zweigen des Wissens zu internationalen Vereinigungen zusammengeschlossen hat.

Von den Aufgaben, deren Lösung solchen Vereinigungen oblag, werden vor allem eine Anzahl solcher eingestellt werden müssen, die das Gebiet der geographischen Forschung betreffen. So hatte der Internationale Geographenkongreß schon früher beschlossen, eine Erdkarte im Maßstab von 1 : 1000000000 herauszugeben, und verschiedene Probeblätter dieser äußerst wichtigen Karte waren bereits auf dem Zehnten Internationalen Geographenkongreß zu Rom seitens einer Anzahl von Staaten ausgestellt worden. Es ergaben sich noch Verschiedenheiten in der Ausführung, weshalb auf Vorschlag von Geheimrat Penck beschlossen wurde, später nochmals zusammenzutreten, um eine einheitliche Durchführung dieses großen Kartenwerkes anzubahnen. Diese hochwichtige Arbeit hat natürlich durch den Krieg eine Unterbrechung erfahren, und wer weiß, um wieviel Jahre der Abschluß durch ihn verzögert worden ist; erscheint es doch zweifelhaft, ob ein neues Zusammentreten der Teilnehmer, das für das Jahr 1916 in St. Petersburg in Aussicht genommen war, in Bälde wieder stattfinden wird. Ebenso sind durch den Krieg auch die Herausgabe der Internationalen Aeronautischen Karte im Maßstab von 1 : 200000, ferner die in Aussicht genommene Vereinheitlichung der geographischen Namensbezeichnung gefährdet oder verzögert worden. Natürlich mußten auch wichtige Forschungsreisen in weitestem Umfang eingestellt werden, vor allem jene, die uns weitere Aufschlüsse über die geographischen und sonstigen Verhältnisse der arktischen und antarktischen Gebiete hätten bringen sollen.

Auf dem Gebiete der Meeresforschung ist es vor allem die internationale Untersuchung des Atlantischen Ozeans bis zu Tiefen von 1000 Metern, die infolge des Krieges sehr in Mitleidenschaft gezogen wurde. Acht europäische Staaten hatten eine Übereinkunft geschlossen, nach der sie durch ihre zur Einweihung des Panamakanals abgesandten Kriegsschiffe im Atlantischen Ozean während der Überfahrt weitgehende Forschungen ausführen lassen wollten. Die schon früher gegebene Anregung führte auf dem Internationalen Geographentag des Jahres 1913 zu Rom zu festeren Formen, und im Juli 1914 war man in Kiel zu Beratungen zusammengetreten, bei denen Näheres über die vorzunehmenden Forschungen vereinbart wurde. Drei Wochen später brach der Krieg aus. Aber auch andere Arten der Meeresforschung sind durch ihn verhindert worden, so z. B. wie Professor Pettersson in Stockholm mitteilt, die Unter-

suchungen über Rassen und Wanderungen der Makrelen und Heringe, die einesteils wegen der Minengefahr, anderenteils aber deshalb abgebrochen werden mußten, weil die Forschungsdampfer zu anderen Zwecken gebraucht wurden. Nur vereinzelte Fragen, wie z. B. die Statistik der Fischereierträgnisse, werden noch bearbeitet. In ähnlicher Weise wie die Meeresforschung hat auch die Landwirtschaft, soweit es sich um wissenschaftliche Arbeiten auf ihrem Gebiete handelt, gelitten. In Rom befindet sich das Internationale Landwirtschaftliche Institut, das hauptsächlich von Deutschland in weitestgehendem Maße unterstützt wurde. Im Verlauf der letzten Jahre hat Deutschland für die Förderung der dort vorzunehmenden Arbeiten nahezu 400000 Mark aufgewendet. Nachdem diese Unterstützung jetzt wegfällt, hat das Institut seine Arbeiten überhaupt eingestellt. Ebenso mußte auch die berühmte, aus deutschen Mitteln begründete Zoologische Station in Neapel mit ihren so wertvollen Sammlungen von den dort tätigen deutschen Gelehrten verlassen werden. Daß die an Istriens Küste gelegenen ähnlichen Stationen nicht weiter arbeiten können, ist selbstverständlich.

Besonders einschneidend sind die Hemmungen, die der Krieg auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Messungen im Gefolge hat. Sollen die Ergebnisse der Wissenschaft der ganzen Menschheit gleichmäßig zugute kommen, so ist es notwendig, daß die Grundlagen jeder exakten Forschung, daß die Maße und Meßverfahren allüberall in gleicher Weise einwandfrei festliegen und daß insbesondere die letzteren gleichmäßig gehandhabt werden. Da, wo die Maße über das Gebiet der Wissenschaft hinaus auch dem Handel und Verkehr dienen, sind internationale Arbeiten ganz besonders wichtig, wenn die Gleichartigkeit verbürgt und wenn dadurch Unzukömmlichkeiten hintangehalten werden sollen. Deshalb hat man vor mehr als hundert Jahren das metrische Maß- und Gewichtssystem geschaffen, das sich auf der Vermessung des Erdmeridians aufbaut. Am 20. Mai 1850 wurde die Internationale Meterkonvention in das Leben gerufen, der die Sicherung eines einheitlichen metrischen Systems oblag. Aus ihr ging das „Internationale Maß- und Gewichtsbureau“ zu Paris hervor, in dessen Verwahrung sich das Normalmeter der Welt befindet. Jedes der Länder, die metrisches Maß- und Gewichtssystem eingeführt haben, besitzt gleichfalls ein „Normalmeter“ und sendet von Zeit zu Zeit Beamte und Gelehrte nach Paris, die diesen Maßstab mit Hilfe äußerst feiner Einrichtungen mit dem dort befindlichen Normalmeter der Welt vergleichen. Diese Reisen nach Paris und die dort vorzunehmenden Messungen und Untersuchungen sind nun gleichfalls unmöglich geworden. Wenn sich kleine Unterschiede in den Maßstäben, die vielleicht nur Bruchteile eines Millimeters betragen, auch in Handel und Verkehr nicht sogleich zeigen werden, da diese ja jetzt ebenfalls ruhen, so können doch wissenschaftliche Messungen, bei denen es auf Tausendstel eines Millimeters ankommt, durch die Unmöglichkeit der eben erwähnten Vergleiche unter Umständen sehr leiden. Man hat diese Verhältnisse schon früher vorausgesehen und deshalb sowie auch aus noch anderen Gründen vor Jahren angeregt, anstatt des Meters ein anderes Maß zu nehmen, das sich nicht von der im Laufe der Zeiten veränderlichen Größe des Erdmeridians herleitet. Zu diesem Zweck wurde vorgeschlagen, die Größe der Lichtwellen als Grundlage des internationalen Maß- und Gewichtssystems zu nehmen, da diese in aller Ewigkeit unveränderlich sein wird. Auch hier waren Vorarbeiten im Gange, deren allgemeine Aufnahme gleichfalls erst nach dem Kriege wieder stattfinden kann.

Ganz besonders wichtig erwiesen sich die Arbeiten der „Internationalen Technischen Kongresse“, auf deren einem, der im Jahr 1881 in Frankfurt a. M. stattfand, das für die Entwicklung der Elektrotechnik so hochwichtige C-G-S-System festgelegt wurde, d. h. jenes System, das alle elektrotechnischen Messungen auf die drei einheitlichen Größen: Zentimeter, Gramm und Sekunde, zurückführte. Dieses System hat sich zwar bewährt, es bedarf aber noch weiterer Vervollkommnungen, und insbesondere erwies es sich als notwendig, bestimmte Normalien und Einheitsgrößen für die elektrotechnischen Messungen festzusetzen. Ebenso wie diese Arbeiten wurden auch die der Internationalen Radiologie unterbrochen, die sich nicht nur die weitere Erforschung der Radioaktivität zur Aufgabe stellt, sondern bei der es sich gleichfalls darum handelt, die Verfahren zu ihrer Messung weiter zu vervollkommnen. Man bestimmt jetzt den Gehalt von Mineralwässern, Gesteinen usw. an Radium nach verschiedenen Verfahren und drückt die erhaltenen Ergebnisse in der Hauptsache in drei Maßsystemen aus. Natürlich wäre es wünschenswert, anstatt dieser drei, die man allerdings ineinander umrechnen kann, eine einzige allgemein gültige Maßeinheit zu haben. Wiederum ist es der Krieg, der den auf dieses Ziel gerichteten, im vollen Gang befindlichen Bestrebungen ein vorläufiges Ende bereitete.

Auf dem Gebiete der Meteorologie hatte man sich gleichfalls große Ziele gesetzt. Bisher war das Netz der für die Aufstellung der täglichen Wetterkarte in Betracht kommenden Stationen nur über Europa verbreitet. Man wollte es nun noch weiter ausdehnen und mit Hilfe der drahtlosen Telegraphie und der auf dem Meere fahrenden Schiffe einen Wetterdienst einrichten, der sich auch auf weite Gebiete des Ozeans erstreckte. Dadurch hoffte man Veränderungen in der Witterung schon so früh erkennen zu können, daß man die Vorhersage, anstatt wie bisher auf 24 Stunden, auf längere Zeiträume abgeben konnte. Aus diesem schönen Plan ist nun vorerst nichts geworden, und wer weiß, wann er später wieder aufgenommen wird. Ebenso wie die Meteorologie, so hoffte man auch die Erdmessung und Zeitbestimmung mit Hilfe der drahtlosen Telegraphie zu fördern. Im Jahr 1864 war in Anlehnung an das Preußische Geodätische Institut das „Zentralbureau der Internationalen Gesellschaft für Geodäsie“ gegründet worden, das sich mit der Vereinheitlichung der Verfahren der Erdvermessung beschäftigte. Bei derartigen Arbeiten wurden bisher Chronometer benutzt. So sehr man auch deren Bau vervollkommnet hat, so ergaben sich doch immer noch Unterschiede im Gang, die zu Fehlern bei den Vermessungsarbeiten führten. Man wollte deshalb die Chronometer durch funkentelegraphische Signale ersetzen, durch die man den mit Vermessungsarbeiten Beschäftigten die richtige Zeit übermitteln wollte. Die Vorversuche hatten geradezu glänzende Ergebnisse geliefert, aber eben als man die Verfahren weiter ausbauen und allgemein einführen wollte, mußten die Arbeiten infolge des Krieges eingestellt werden.

Geologie und Anthropologie leiden gleichfalls unter dem Kriege. Es sei auf dem letzteren Gebiet nur auf die verdienstvollen Arbeiten von Otto Hauser über den Diluvialmenschen hingewiesen, die nach sechzehnjähriger ununterbrochener Dauer durch das Verhalten der französischen Bevölkerung gegen diesen verdienten Schweizer Forscher so jäh eben in dem Augenblick zu einem im Interesse der Wissenschaft beklagenswerten Abschluß kamen, wo Hauser vor neuen bedeutsamen Aufschlüssen stand.

Verantwortlich für die Redaktion: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. O. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.

Rätsel und Spiele



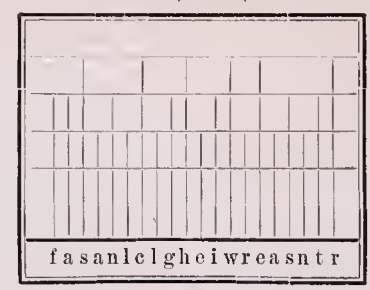
Geduldspiel-Aufgabe.

Auf einem Spielbrett von 25 Feldern sind 12 weiße und 12 schwarze Damespielsteine auf die in der Figur I. angegebene Weise aufgestellt. Durch Sprünge auf das jedesmal seine Lage ändernde freie Feld nach Art des Springers im Schachspiel, also durch Sprünge, die sich gleichzeitig aus einem geraden und einem schrägen Zug zusammensetzen, sollen die Steine so umgesetzt werden, daß sie die Stellung in der Figur II. einnehmen. Die Aufgabe soll in so wenig Sprüngen als möglich gelöst werden. C.

Logogriph.

Von jedermann wird es getragen,
Der Ärmste kann ihm nicht entsagen,
Doch während es den Reichen ziert,
Der Arme darob Scham verspürt.
Entfernen wir das erste Zeichen,
So werden etwas wir erreichen,
Was alle gleich macht in der Welt,
Und was man trägt — so schwer's auch fällt.
P. S.

Stäbchenrätsel.

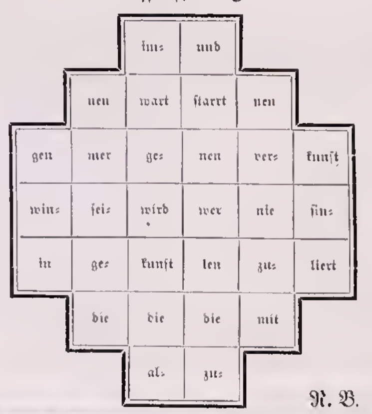


Aus den unter den Stäbchen stehenden Buchstaben sind auf Grund der verschiedenen Länge der Stäbchen Wörter zu bilden, so daß man ein Sprichwort erhält.

Rätsel.

Ein Spiel, davor ein verstümmeltes Rohr,
Kommt als reizender Ort am Bodensee vor.

Rösselsprung.



		im-	und		
	nen	wart	starrt	nen	
gen	mer	ge-	nen	ver-	kunst
win-	sei-	wird	wer	nie	sin-
in	ge-	kunst	len	zu-	liert
	die	die	die	mit	
		al-	zu-		

R. B.

Zahlenrätsel.

1 2 3 4 in Pommern ist's ein Küstenfluß,
2 1 3 4 im Mittelmeer man suchen muß;
3 2 1 4 ein König ist's aus früher Zeit,
4 3 2 1 ein Hirt, den einst erschlug der Neid;
4 1 3 2 man häufig aus dem Wasser zog,
3 4 1 2 Dramatiker und Theolog.

Auflösungen der Rätsel in Heft 49.

Dreisilbige Scharade: Meth, Ode, Methode.

Magisches Viereck:

b	a	k	u
a	l	a	i
k	a	r	s
u	i	s	t

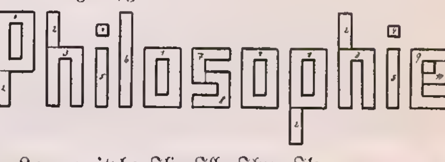
Drei-Sprachen-Rätsel: Mot (Wort), ten (zehn) — Motten.

Mühlespielaufgabe:

Weiß	Schwarz
1—15	2—24
3—13	24—14
15—9 (18)	14—18 (9)
13—7 (16)	18—8 (17)
9—16 (Mühle 7, 12, 16).	

Homonym: Feder.

Umlegaufgabe:



Logogriph: Ili, Ill, Ilm, Ilz.

Für Küche und Haus

Pilzpastete (für 3–4 Erwachsene). 1/2 Pfund gehacktes Schweinefleisch mit einem eingeweichten Brötchen, Salz, Pfeffer und einem Suppenteller beliebiger, durch die Fleischhackmaschine getriebener Pilze vermischt, in ausgestrichener Form backen oder 1 bis 2 Stunden lang im Wasserbade in verschlossener Puddingform kochen lassen. Mit einer aus Mehlschwitze, Pilzbrühe und etwas Fleischbrühe hergestellten Sauce und Pellkartoffeln, vielleicht noch einer Suppe vorher, bildet dieses Gericht ein außerordentlich beliebtes Mittagsmahl. Kalt schmeckt es ausgezeichnet zum Butterbrot statt Wurst oder Aufschnitt. Man kann auch diese Pastete von kleinen, unansehnlichen Resten von Braten oder Suppenfleisch sehr schmackhaft herstellen, wenn man diese Reste durch die Maschine nimmt, ebenfalls die Pilze, die auch getrocknet sein können (vorher mit heißem Wasser eine halbe Stunde lang aufgedämpft), dann mit etwas Pflanzenfett, Milch oder Sahne, übriger Bratensauce, dem eingeweichten Brötchen, Pfeffer, Salz und etwas geriebener Zwiebel vermengt, dazu noch ein Ei, das Weiße zu Schnee. Will man diese Resterpastete zum Abendbrot kalt essen, so muß man sie mit aufgestülpter Form erkalten lassen, sonst wird sie leicht trocken. Sehr verfeinert wird dieses Abendgericht, wenn man dazu eine einfache Remouladensauce reicht. Einen Eßlöffel Butter und einen Eßlöffel Mehl kalt zusammenrühren, diesen Butterball in ein wenig kaltem Wasser klarrühren, Salz, Zucker, Essig, Milch oder Sahne, ein paar Tropfen Öl dazu, eventuell noch etwas Wasser und ein halbes gut gequirltes Ei, unter fleißigem Rühren bis zum Kochen rühren, dann erkalten lassen.

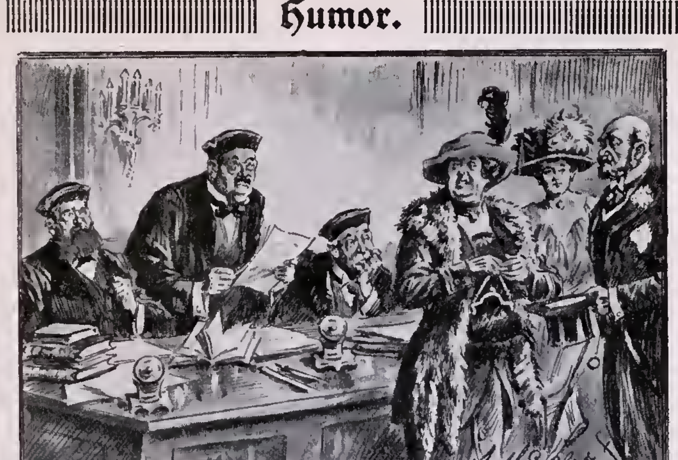
Hindenburg-Speise. Diese äußerst nahrhafte und schmackhafte Nachspeise bereitet man wie folgt: Hierzu verwendet man 1 Liter Milch, 175 g Reis-, Mais- oder Kartoffelmehl, 2 bis 2 1/2 Eßlöffel Kakao, 6 Eßlöffel Zucker, 1 Ei, eine Prise Salz, ein Stück Zitronenschale, ein Stück Vanille, 1/4 Liter Fruchtsaft (gesüßt), 1/4 Liter Wasser, 3 Blatt rote Gelatine. Zunächst läßt man 1/2 Liter Milch ins Kochen kommen. Unterdessen rührt man den Kakao, 3 Eßlöffel Zucker und 75 g Mais-, Reis- oder Kartoffelmehl mit Wasser oder etwas kalter Milch an. Dieses gießt man unter Umrühren in die kochende Milch. Sobald das Mehl gar ist, rührt man das ausgequirlte Eidotter darunter und

gießt die Masse in eine mit Wasser umspülte, möglichst gradwandige Schale. Nachdem diese erste Masse ungefähr 15 Minuten lang ausgekühlt ist, bringt man das zweite halbe Liter Milch mit dem Salz, 3 Eßlöffeln Zucker, Zitronenschale und Vanille ins Kochen. 75 g von dem angegebenen Mehl rührt man ebenfalls mit Wasser oder Milch auf und gießt es in die kochende Milch. Nachdem die Masse ungefähr 5 Minuten lang gekocht hat, zieht man das zu Schaum geschlagene Eiweiß darunter und schüttet diese weiße Masse auf die schon in der Schale befindliche Kakaomasse. Sobald diese gut ausgekühlt sind, bringt man den roten Fruchtsaft, mit dem Wasser vermengt und gesüßt, ins Kochen und gießt die letzten 25 g Mehl, in Wasser aufgelöst, hinzu. Damit die Masse eine frischrote Farbe bekommt, gießt man die aufgelöste rote Gelatine hinzu. Die letzte Schicht schüttet man auf die weiße Masse. Am folgenden Tage stürzt man die Speise.

Erzgebirgische Käsegötzen. Im böhmischen Erzgebirge weiß man aus Topfen (weißem Käse) eine sehr schmackhafte und nahrhafte Speise zu bereiten, die entweder als Beilage zu Fleisch oder als Süßspeise für fleischlose Tage in Betracht kommt und für die Kriegsküche deshalb zu empfehlen ist, weil man bei ihr anstatt der teuren Eier ganz gut ein Eierersatzpulver (Ovolin- und Laktopulver) verwenden kann. Die einfache Kochvorschrift lautet wie folgt: Eine Auflaufform wird mit Butter oder Pflanzenfett ausgestrichen, und der Boden mit einer Schicht dünngeschnittener, altbackener Semmelscheiben belegt. Hierauf streut man eine Schicht zerbröckelten Topfen, den man vorher mit Salz, Mehl und geriebener Semmel vermengte. Nun kommt wieder eine Lage Semmelschnitten und dann Topfen, bis die Form reichlich zur Hälfte gefüllt ist. Die oberste Schicht müssen Semmelscheiben bilden. Zuletzt übergießt man die Masse mit Eiermilch, zu der man in 3/4—1 Liter Milch 2—3 Eier oder je ein halbes Päckchen Ovolin und Lakto recht gut verquirlte. Nun gibt man auf die oberste Schicht noch einige Butterflöckchen und läßt die Speise bei mäßiger Hitze im Bratrohr etwa eine Stunde lang backen. Will man sie als Süßspeise reichen, so gibt man noch Zucker, geriebene Zitronenschale, nach Belieben einige Korinthen oder Sultanrosinen in die Masse und trägt die Käsegötzen mit Dunstobst auf. Als Beilage zu Braten schneidet man fingerdicke Scheiben ab und beträufelt sie mit brauner Butter oder Bratentunke. M. K.-Sch.

Kriegszwieback. 1 Pfd. Mehl, 1/4 Pfd. Butter oder Fett (Schmalz), etwas Zucker, 1 Prise Salz, 1 1/2 Tasse Milch, 1 Backpulver: das Ganze zu einem Teige verarbeitet, in 2 längliche Brote auf ein mit Mehl bestreutes Blech getan und zirka 1 Stunde lang gebacken. H. S.

Humor.



Peinliche Frage.

Richter: „Die Zofe hat den rohen Ausdruck Ihres Mannes gehört? Wo war sie denn?"

Zeugin: „In meinem Zimmer, sie flocht meine Zöpfe."

Richter: „Und wo befanden Sie sich?"

Beim Zahnarzt.

Frau: „Warum machst du denn immer die Tür von meinem Zimmer zum Wartezimmer auf, wenn ich singe?"

Zahnarzt: „Weißt du, ich möchte meine Patienten darüber beruhigen, daß es nicht aus dem Operationszimmer kommt!"

Briefkasten.

J. W. in S. Auch im Mittelalter versuchten in Deutschland die Gemeinden in Zeiten der Kriegs- oder Hungersnot große Teuerungen zu lindern. Es blieb allerdings nur ein einziges Vorbeugungsmittel: die Anlegung von großen Magazinen, in denen in guten Zeiten Getreidevorräte gesammelt wurden, die der Rat dann während der Teuerung für mäßigen Preis verkaufte oder an die Armen verteilen ließ. Schon im 14. Jahrhundert gelangten „bleverne Zeichen“ zur Verteilung, die Vorläufer unserer Brotmarken. Auch Zwangspreise und Haussuchung zwecks Enteignung verheimlichter Vorräte kannte das Mittelalter. In Italien dagegen wies man die Armen und Bettler einfach aus, sobald in einer Stadt Teuerung herrschte.

Abonnent in R. Die Zahlen sind doch nicht so ungeheuerlich groß wie Sie denken. Nach einer ungefähren Berechnung dürfte die Zahl aller seit der Erfindung der Buchdruckerkunst gedruckten Bücher etwas über elf und eine halbe Million betragen, auch wenn man die allerersten Drucke aus den Jahren 1436 bis 1500 mit einrechnet. Seit dieser Zeit hat sich die Jahresproduktion allerdings mehr als verhundertfacht. Im Jahre 1887 überschritt sie zum erstenmal 100 000, und jetzt muß man rechnen, daß jährlich etwa 175 000 gedruckt werden.

Gesundheitsrat.

A. S. in P. Die Kriegsverhältnisse haben gezeigt, daß der weitverbreitete Glaube, weißes Fleisch sei bekömmlicher als dunkles, eigentlich nur ein Vorurteil ist. Es kommt, wie so oft im Leben, nur auf die Behandlung an, und bei entsprechender Zubereitung wird das dunkle Fleisch ebenso zart wie das weiße der Kälber und des Geflügels. Ebenso muß man bei dem Kriegsbrot nur darauf achten, daß es gut ausgebacken ist; denn nicht alle Bäcker liefern es in gleicher Güte. Dasselbe gilt von dem Kriegsweißbrot (70 Prozent Weizen, 30 Prozent Roggen), das von magenschwachen Personen ebenso gut vertragen wird wie das frühere Weizengebäck, besonders wenn man es in dünne Scheiben schneidet, röstet und sorgfältig kaut oder — da Sie über schlechte Zähne klagen — in Milch, Kaffee, Tee oder Suppen aufweicht. Im übrigen gilt mit Bezug auf Ihr schlechtes Gebiß das alte Wort, daß der Zahnarzt oft der beste Magenarzt ist.

Haus und Garten.

Lilli R. Segeltuchschuhe reinigt man, indem man sie mit einem Bausch in Weingeist getauchter Watte abreibt. Dann reibt man mit trockener Watte und zuletzt mit pulverisiertem Bimsstein nach.



Prospekte und Auskünfte durch die Geschäftsstelle von Reclams Universum, Leipzig.



Dresden. Das Töchterpensionat von Frau Dr. Gießelmann-Lehmann, Dresden, Kaitzerstr. 15, befindet sich in einer Villa des Schweizerviertels in schöner, ruhiger Lage. Der festbegründete Ruf des Pensionats beruht auf der sorgfältigen wissenschaftlichen Ausbildung der jungen Damen, in welcher die Vorsteherin große Erfolge auf Grund ihrer langjährigen pädagogischen Erfahrungen erzielt. Der Unterricht liegt in Händen anerkannter Lehrkräfte, kunstgeschichtliche Vorträge werden von einem Fachgelehrten gehalten; die französische und englische Sprache sind Umgangssprachen im Hause. Auch in Küche und Handarbeiten ist den Schülerinnen Gelegenheit zu gründlichster Ausbildung durch eine geprüfte Haushaltungslehrerin geboten. Geist und Zusammenleben im Pensionat sind trefflich, eine wirkliche Freude am Lernen und ernsten Weiterstreben beherrschen die jugendlichen Gemüter.

Die deutsche Fachschule für Eisenkonstruktion, Bau-, Kunst- und Maschinenschlosserei zu Roßwein, Sachsen (früher: „Deutsche Schlosserschule"), beginnt am 11. Oktober 1915 das neue Wintersemester. Der Unterricht wird durch den Krieg in keiner Weise benachteiligt, und es empfiehlt sich der Besuch dieser einzig in ihrer Art dastehenden Spezialfachschule für das gesamte Schlossergewerbe gerade in der gegenwärtigen Zeit ganz besonders (umfangreiche Übungswerkstätten mit Kraftbetrieb und Laboratorien stehen zur Verfügung). Die langjährig bewährten Lehrkräfte sind der Fachschule erhalten geblieben. Bei Ablegung der Meisterprüfung werden weitgehende Erleichterungen geboten. Die Schule beabsichtigt, sich auch der Kriegsverstümmelten-Fürsorge zu widmen. Das ausführliche Schulprogramm wird kostenlos von der Direktion verabreicht (siehe Inserat).

Die Ministerien im Königreich Sachsen, Königreich Württemberg, Herzogtum Anhalt und in Elsaß-Lothringen haben die Leiter aller Lehranstalten angewiesen, darauf hinzuwirken, daß die Schüler nur noch Stahlfedern deutscher Herkunft verwenden sollen. Die Leistungsfähigkeit der deutschen Stahlfedererzeugung habe einen so hohen Grad erreicht, daß der Bevorzugung englischer Erzeugnisse jegliche Berechtigung abgesprochen werden muß. Es ist zu wünschen, daß auch jeder Erwachsene nur noch zu deutschen Erzeugnissen greift. Als wirklich deutsche Schreibfedern für die Schule nennen wir die „Kleine Ly", und für eine flotte Verkehrsschrift die „Winkelspitzfeder Ly 695" aus der ersten deutschen Stahlfederfabrik Heintze & Blanckertz in Berlin. Zur Aufklärung über englische Federn verlange man die von der Fabrik Heintze & Blanckertz herausgegebenen Kriegsblätter, die auf Wunsch an jedermann kostenlos versandt werden.

Weimar. Im Töchterheim von Fräulein Arnoldi ersetzt die Leiterin und Besitzerin den heranwachsenden jungen Mädchen das elterliche Heim in jeder Weise aufs beste. Neben gediegener wissenschaftlicher Ausbildung erhalten die Zöglinge gründliche Anleitung im Haushalt, auch haben sie Gelegenheit, an Unterricht in Musik, Malen, sowie allen anderen erwünschten Fächern teilzunehmen. Das Töchterheim Arnoldi befindet sich in bester freier Lage. Geselligkeit, Sport und Spiel werden gepflegt, die gesundheitliche

Entwicklung der jungen Mädchen wird nach jeder Richtung hin überwacht und gefördert. Mit Erlaubnis der Eltern werden alljährlich mehrmals Fußwanderungen in die nähere und fernere Umgebung Weimars, den herrlichen, sagenreichen Thüringer Wald unternommen.

Arnstadt ist eine im anmutigen Geratale, an den Ausläufern des Thüringer Waldes gelegene Stadt, die durch ihre gesunde Lage und durch das Fehlen großstädtischer Vergnügungsstätten so recht geeignet ist, eine Lehranstalt in ihren Mauern aufzunehmen, die die schnelle und sorgfältige Vorbereitung der der Schule entwachsenen Jünglinge auf das Examen für den einjährig-freiwilligen Militärdienst bezweckt. Es handelt sich hier in erster Linie um das rühmlichst bekannte, auf das beste geleitete Privat-Institut von Herrn Direktor Dr. Gerhard. Das Institut besitzt die Genehmigung des fürstlichen Ministeriums. und untersteht der Aufsicht der fürstlichen Schulinspektion zu Arnstadt. Der Unterricht wird von erfahrenen, akademisch gebildeten Lehrern nach Maßgabe des preußischen Lehrplans für höhere Schulen, und meist nur in den Vormittagsstunden erteilt, um den Nachmittag für schriftliche Arbeiten und die Erholung freizuhalten. Gerade die rechte Mischung von Arbeit und Erholung ist für die körperliche Entwicklung der jungen Leute von ganz besonderer Wichtigkeit. Sie können sich je nach Veranlagung durch Gartenarbeit oder im Handfertigkeitsunterricht beschäftigen. Das schöne Familienleben des Hauses läßt die Zöglinge das Elternhaus nicht entbehren. Nähere Auskunft erteilt die Geschäftsstelle von Reclams Universum, Leipzig.

Eisenach. Am Schloßberg 19 befindet sich das Töchterheim H. Schmeißer in einem dicht am Walde und am Fuße der Wartburg in großem Garten gelegenen Hause. Junge Mädchen erhalten hier bei freundlicher Aufnahme gewissenhafte Pflege und allseitige Fortbildung und werden in allen Fächern der Hauswirtschaft auf das gründlichste unterwiesen. Besondere Sorgfalt wird der Entwicklung des Charakters und der Förderung geselliger Umgangsformen gewidmet. Ein heiteres, herzliches Familienleben ersetzt den jungen Mädchen das Elternhaus nach Möglichkeit. Die Pflege der Gesundheit wird durch die bevorzugte, staubfreie Lage der eigenen Villa, durch kräftige Kost und regelmäßige Spaziergänge unterstützt.

HERBST 1915 HERBST 1915

RATGEBER FÜR REISE UND ERHOLUNG

Reclams Universum liegt in den Lesezimmern fast aller großen Hotels, Kurhäuser, Sanatorien, Bäder und Sommerfrischen aus und ist einzeln durch alle Sortiments- und Bahnhofsbuchhändler zu beziehen. Wir bitten Sie, das Universum überall zu verlangen und, wenn Sie es irgendwo nicht vorrätig finden, uns kurze Nachricht zu geben. Portoauslagen werden vergütet. Prospekte und Auskünfte durch die Reise-Auskunftsstelle von Reclams Universum, Leipzig.

Bädernachrichten.

Marienbader Hochsaison im Kriegsjahr 1915. Nie war Marienbad schöner als in diesem Sommer. Wenn auch die Zahl der Kurgäste in diesem Jahre geringer ist als in normalen Jahren, die idyllische Ruhe, die den lauten Trubel der Hochsaison früherer Jahre abgelöst hat, brachte dafür Marienbads unvergleichliche landschaftliche Reize um so mehr zur Geltung. Wer denkt in diesem friedlich stillen Tal an Krieg und Zerstörung? Wie im tiefsten Frieden wickelt sich der ganze Kurbetrieb ab. Alles ist geöffnet: die Bäder und Brunnen, Kurhaus, Lesesäle und Theater, Hotels und Logierhäuser, Ausflugspunkte usw., auch das Kurorchester spielt wie sonst dreimal täglich. Dank der mustergültigen sanitären und hygienischen Einrichtungen ist auch der Gesundheitszustand in Marienbad hochbefriedigend, kein einziger Fall von Kriegskrankheiten trat auf. Ebenso sind selbstredend alle Gerüchte von Zwangsimpfung und Quarantäne aus der Luft gegriffen. Die durch den Stadtrat glänzend organisierte Verproviantierung — die Kurgäste erhalten unter anderem Kurgebäck aus reinem Weizenmehl — hat den Erfolg, daß alle Lebensmittel in ausreichender Menge und tadelloser Beschaffenheit erhältlich sind. Auch die Preise für Lebenshaltung sind sich in Marienbad die gleichen geblieben. Die Erträgnisse der sämtlich starkbesuchten Veranstaltungen kommen ausschließlich der Kriegsfürsorge (deutsches und österr.-ungar. Rotes Kreuz) zugute. Die kriegsrekonvaleszenten Angehörigen der tapferen verbündeten deutschen Armee genießen in Marienbad die gleichen Vergünstigungen, wie die österreichisch-ungarischen Heeresangehörigen, nämlich: freie standesgemäße Wohnung (auch für Offiziere), volle Kur- und Musiktax-Freiheit, freie Trinkkuren und weitgehende Bäderermäßigungen usw.

Thüringer Wald-Sanatorium Dr. Lots in Friedrichroda. Dieses bekannte, schöngelegene Sanatorium für Nervöse und Erholungsbedürftige erfreut sich andauernd eines regen Besuches; es vereinigt alles, was notwendig ist, um Nervenkranken eine erfolgreiche Kur zu gewährleisten. Ganz besonders hat sich der leitende Arzt, Sanitätsrat Dr. Lots, durch seine wissenschaftlichen Arbeiten auf dem Gebiete der Nervenkrankheiten verdient gemacht, die ganz neue Ausblicke eröffnen, und deren Hauptgedanken den Universumlesern aus Aufsätzen des Verfassers vertraut sind. Näheres darüber enthält die volkstümliche Schrift: „Nervöse Zustände, neue Wege zu ihrer Erkenntnis und Behandlung" (Verlag Otto Salle, Berlin W 30). Ein vollständiges Verzeichnis der einschlägigen wissenschaftlichen Arbeiten von Dr. Lots befindet sich im Prospekt der Friedrichrodaer Kuranstalt, der kostenlos versandt wird.

Verantwortlich für die Redaktion: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. O. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.
Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig, Inselstraße 22.

Beachtenswerte Mitteilungen

Ein Wort über „Die schimmernde Wolle, den schneeichten Lein". Wenn auch das Spinnen und Weben gegenwärtig vermöge der wohlfeilen und bequemen Beschaffung durch die im Großen betriebene, durch Maschinen verrichtete Leinenproduktion bei unseren modernen Frauen bereits in Vergessenheit geraten ist, das in Schillers „Glocke" Gesagte gilt noch immer! Die Wäsche ist der Stolz und die Sorge der Hausfrau. Besondere Aufmerksamkeit wird jede praktische Hausfrau dem Ersatz stark abgenutzter Stücke widmen und immer im Auge behalten, daß die Anschaffung von 1 Dutzend Handtücher oder dergleichen für die Wirtschaftskasse unschwer zu erschwingen ist, während größere Neuanschaffungen sie recht unliebsam belasten können. Bei der Wahl der Wäschestücke muß natürlich der Hauptwert auf die Qualität gelegt werden. Wirklich solide Gewebe sind — auch wenn sie etwas höher im Preise stehen — immer am dauerhaftesten, schließen also Neuanschaffungen für lange Zeit aus, während die als „besonders billig" angepriesenen, oft unsoliden Stoffe anfangs sehr durch ihr gutes Aussehen dank starker Appretur bestechen können, jedoch berechtigten Ansprüchen an Haltbarkeit nicht zu genügen vermögen, da die Appretur schon während des Gebrauchs verschwindet. Beim Einkauf von Wäsche kann deshalb nicht genug darauf hingewiesen werden, daß die Wahl der Firma von ausschlaggebender Bedeutung ist. Ihr müssen wir hinsichtlich der Qualität und des Preises vollstes Vertrauen entgegenbringen können, müssen die Gewißheit haben, daß ein alter, wohlbegründeter Ruf für eine in jeder Beziehung einwandfreie Bedienung bürgt. Ein Leinenversandhaus, das Wäsche jeder Art in langjährig erprobten Marken zu angemessenen Fabrikpreisen liefert, eine der vorteilhaftesten Bezugsquellen auf dem Hauptplatz der gesamten vaterländischen Leinenindustrie in Sorau N.-L. ist die den Universumlesern wohlbekannte Firma Max Rauer, die sich eines stetig wachsenden Kundenkreises erfreut. Der Ruf eines Leinenversandhauses, das für Güte und Haltbarkeit seiner Waren weitestgehende Garantie übernimmt, sollte gerade in der gegenwärtigen Zeit, in der jeder Pfennig seine Bedeutung hat, in immer weitere Kreise dringen. Der Versand gegen Postnachnahme oder Voreinsendung des Betrages direkt an Private ermöglicht, daß jedes Stück zu Fabrikpreisen geliefert werden kann. Trotzdem nun durch den gegenwärtigen Krieg die Preise für Rohbaumwolle und Leinengarne in ungeahnter Weise gestiegen sind, hat die Firma Max Rauer ihre Preise bisher nur mit einem ganz geringen Aufschlag bedacht, so daß es auch den wirtschaftlich Schwächsten möglich ist, ihren Bedarf an Wäsche nach wie vor unter günstigen Bedingungen zu decken. Im Hinblick auf diese Vorteile ist es zu verstehen, daß die Rauersche Bett-, Tisch-, Küchen- und Wirtschaftswäsche immer begehrter wird. Ebenso finden die Rauerschen Brautausstattungen und nicht minder die feder- und staubdichten, aus edelsten Materialen hergestellten türkischroten sowie farbigen Bettstoffe (Köper, Daunen und Inlett) reichen Zuspruch. Überall erwuchs — wie zahlreiche Anerkennungsschreiben beweisen — aus einem ersten Kaufversuch eine dauernde geschäftliche Verbindung. Allen praktisch veranlagten Hausfrauen kann deshalb nicht dringend genug geraten werden, auch hier das Vorteilhafte zu erkennen und sich es zu eigen zu machen. Gern läßt d s Bettstoffe- und Leinen-Versandhaus Max Rauer in Sorau 172 (Nieder-Lausitz) auf Wunsch jedem Interessenten ein illustriertes Musterbuch zukommen, das über alle Fragen vollkommen Auskunft gibt.

Wichtig für Lungenleidende ist besonders eine gute, zweckentsprechende Nahrung, durch die die Kräfte der Patienten gehoben werden, denn naturgemäß besitzt ein gut genährter Körper eine größere Widerstandsfähigkeit als ein schwächlicher und elender. Als ausgezeichnetes Stärkungsmittel ist Lungenkranken das altbewährte „Kufeke" zu empfehlen; es ist schmackhaft und leicht verdaulich, bewirkt eine bemerkenswerte Zunahme des Körpergewichts und fördert dadurch den Allgemeinzustand. Seine Mischbarkeit erlaubt den Zusatz von „Kufeke" zu allen möglichen Speisen, Suppen, Gemüsen usw., und die damit bereiteten abwechslungsreichen Gerichte werden dauernd gern genommen. Kochbuch gratis in Apotheken und Drogerien.

Ein Verwundeter über Kola-Dallmann: „. . . Vorzüge Ihres Kola-Dallmann „Ausdauer, Kraft, Energie" ist noch viel zu wenig gesagt! Ich füge hinzu: „Arbeitsfreudigkeit, Munterkeit, Stimmung!" — Ein anderer schreibt: „. . . Kolapastillen haben sich hier haußen im Felde vorzüglich bewährt; ich habe dieselben schon in Zivil bei Radfernfahrten gebraucht und sage Ihnen nochmals meine Anerkennung."

Zeichnet die dritte Kriegsanleihe!

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig, Inselstraße 22. — Für den Inseratenteil verantwortlich: i. V. Paul Lehmann in Leipzig.